

Über Waldbienenzucht in Lithauen und einigen Nachbargebieten

von

Dr. H. Klose, Berlin.

Mit 9 Tafeln und 12 Textabbildungen.

Unter den „Haustieren“ nimmt die Honigbiene insofern eine Sonderstellung ein, als nicht das Individuum, vielmehr das „Volk“ dieses staatenbildenden Insekts domestiziert, zum Siedlungsgenossen des Menschen geworden ist. Die in ihrem innersten Wesen so rätselhaften Gesetze ihres Staates, die Geheimnisse ihrer Fortpflanzung, die mathematisch-regelmäßigen Gebilde ihrer Baukunst, ihr Sammelfleiß und ihre Wehrhaftigkeit, alles das hat den Menschen seit uralten Zeiten gefesselt und seine Phantasie nicht minder beschäftigt als seinen Forschungsdrang. In der Mythologie und im Kultus ältester Kulturvölker spielt die Biene eine bedeutsame Rolle; mit dem Volksleben ist sie aufs engste verbunden; kultur-, wirtschafts- und rechtsgeschichtlich ist sie von wesentlichem Interesse. Ihre Zucht war nicht überall und nicht zu allen historischen Zeiten die gleiche. Die Wildbienenvölker lebten in Waldgebieten in hohlen Baumstämmen, in waldlosen Gebieten in Felsklüften und sonst sich bietenden Höhlungen; die früheste Nutzung erfolgte in der Form reiner Sammelwirtschaft. Mit Darbietung künstlicher Wohnungen und Einfangen der Schwärme beginnt die Bienenzucht. In dem großen europäischen Waldgebiete, das vom Uralgebirge bis zum Atlantischen Ozean reichte, war ihre erste Stufe naturgemäß eine Waldbienenzucht. Sicher pflegte man hier die Völker zuerst noch in ihren natürlichen Wohnungen, den hohlen Bäumen; nachdem man aber sich der Mängel solcher Quartiere (Zufallslage der Bäume und Höhlungen, Unmöglichkeit sicheren Verschlusses gegen menschliche und tierische Diebe usw.) bewußt geworden, ging man dazu über, künstliche Höhlen, Beuten genannt, in lebende Bäume zu hauen. Dadurch, daß nach Abtrieb oder Umbruch des Beut- oder Bienenbaumes der die Beute tragende Stammestheil herausgearbeitet und entweder am Boden aufgestellt oder in der Krone eines anderen Baumes befestigt wurde, entwickelte sich sodann, als eine weitere Stufe, die Bienenzucht in der „Klotzbeute“, die allmählich — zum Teil wohl auch nach fremdem, römisch-westeuropäischem Vorbilde — zur bequemeren Gartenbienenzucht wurde und, vereint mit anderen Zuchtformen, die eigentliche Waldbienenzucht mehr und mehr verdrängte. Aber auch die Klotzbeute mußte im Verlauf der letzten Jahrhunderte weniger schwerfälligen Bienenwohnungen, praktischeren Betriebsweisen Platz machen, und heute gehört sie im wesentlichen — in Deutschland wenigstens — ebenfalls der Geschichte an.

Wäre die alte Waldbienenzucht lediglich für die Geschichte der Bienenzucht von Bedeutung, so würde sie nicht die allgemeine Beachtung gefunden haben, die ihr seit langem zugewandt wurde. Es ist vielmehr ihre Stellung im Rahmen der mittelalterlichen Kultur und Wirtschaft unseres Volkes, es sind ihre eigenartigen Rechtsverhältnisse, ihr genossenschaftlicher Betrieb, die den Historiker wie den Volkswirtschaftler, den Juristen wie den Naturhistoriker fesseln. Aus diesem Grunde erklärt sich die Beachtung, welche die von H. Conwentz in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Westpreußen nachgewiesenen Reste der ehemals so weit verbreiteten Waldbienenzucht fanden. Aus demselben Grunde sind die von E. Stechow in Lithauen gemachten Beobachtungen und photographischen Aufnahmen vom größten Interesse. Unsere Kenntnis der alten Zeidelwirtschaft ist, soweit die rechtlichen Verhältnisse in Frage kommen, einigermaßen befriedigend; desto mehr aber läßt unser Wissen um die Technik der Zeidlerei zu wünschen übrig. Hier lohnt es auch heute noch, Bausteine zusammenzutragen, und um so mehr, als die heutigen letzten Betriebe sicher in vielem mit den historisch überlieferten Formen übereinstimmen.

Herr Professor Dr. Stechow hatte im Jahre 1918, im Bereich des damaligen Armeekommandos Ober-Ost, Gelegenheit, eine durch ihre Waldbienenzucht bemerkenswerte Landschaft, deren Physiognomie nicht zuletzt durch die hohen, meist einzeln stehenden Bienenbäume bestimmt ist, kennen zu lernen. Wenn seine Forschungen den eigentlichen Zeidelbetrieb der Lithauer verhältnismäßig nur wenig erfassen konnten, so lag dies daran, daß der Krieg die männliche Bevölkerung zum weitaus größten Teile entfernt hatte und gerade die rüstigen, jüngeren Männer, denen die nicht ungefährliche und beschwerliche Zeidlarbeit obliegt, durchgehends fehlten. Aus diesem Grunde ruhte die Waldbienenwirtschaft fast vollständig. Immerhin war das Ergebnis so, daß der Versuch gemacht werden durfte, die Bienenbäume und ihre Bewirtschaftung mit denen der Nachbargebiete zu vergleichen, um vor allem auch weitere Anhaltspunkte für die ehemalige Waldbienenzucht unseres Vaterlandes zu gewinnen. Es war zu diesem Zwecke notwendig, neben der älteren Literatur¹⁾ die Nachbargebiete in verhältnismäßig weitem Maße heranzuziehen, nicht zuletzt auch aus dem Grunde, weil die Literatur darüber zerstreut und wenig zugänglich ist. Wenn dabei Westpreußen besonders eingehend behandelt wurde, so hatte dies die folgende Ursache:

H. Conwentz, von 1880—1910 Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums zu Danzig und von 1906 bis zu seinem am 12. Mai 1922 erfolgten Tode Direktor der Preuß. Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, hatte sich während seiner Tätigkeit in Westpreußen mit größtem Eifer und Erfolg der landeskundlichen Erforschung dieser Provinz gewidmet und sein Augenmerk mehr und mehr auf die stets spärlicher werdenden Reste ursprünglicher Natur (Naturdenkmäler) und Kultur gerichtet, die er durch eigene Beobachtung und Feststellung mittelst Fragebogen zu ermitteln suchte. Hierbei mußte er auf die Bienenbäume aufmerksam werden, die in Gestalt alter stattlicher „Beutkiefern“ von 2,17—4,56 m Umfang noch vorhanden waren. Trug doch die stärkste Kiefer der Provinz eine Beute! Das einmal geweckte Interesse mußte eine wesentliche Steigerung erfahren, nachdem ihm ein verhältnismäßig reicher Bestand an teilweise noch bewirtschafteten Bienenbäumen in den Forsten der Burggräfllich Dohna'schen Herrschaft Finckenstein, Kreis Rosenberg, bekannt

¹⁾ Hierzu stand mir die ausgezeichnete Drory-Bücherei des Berliner Museums für Naturkunde zur Verfügung; der Direktion und besonders Herrn Kustos Dr. Bischoff bin ich für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen sehr zu Dank verbunden.

geworden war. Er versandte nunmehr unterm 10. Juli 1893 einen Fragebogen mit sechs Anfragen an die Imkervereine und andere Stellen der Provinz, vervollständigte die eingegangenen Berichte durch Nachfragen bei Behörden, Forstleuten, Waldbesitzern und erhielt so ein ziemlich vollständiges Inventar der westpreussischen Bienenbäume. Nachdem er jeweils die neuen Funde in seinen „Berichten über die Verwaltung der Sammlungen des Westpreuß. Prov. Museums“ verzeichnet hatte, gab er am 31. Mai 1898 auf der 21. Wanderversammlung des Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Vereins zu Stuhm eine erste Übersicht über die vorhandenen Beutkiefern, und in seinem verdienstvollen „Forstbotanischen Merkbuche“, Berlin 1900, konnte er nicht weniger als 88 Bienenbäume in West-, und 52 in Ostpreußen nachweisen. Dem Charakter des Merkbuchs entsprechend beschränkten sich seine Mitteilungen auf Angabe des Standorts, sowie des Umfangs und der Höhe der einzelnen Bäume. Fünf davon wurden abgebildet und diese Bilder sind zum Teil später in manche Zeitschriften und Bücher übernommen worden¹⁾. Alles übrige, auch einiges geschichtliche Material, stellte Conwentz, sorgsam geordnet, für eine spätere, zusammenfassendere Veröffentlichung zurück. An diesem Plane hat er bis in die letzten Lebensjahre festgehalten²⁾. Von Professor Stechows Beobachtungen in Lithauen hatte er noch mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen.

Der Aufforderung des Herrn Herausgebers, die lithauischen Bienenbäume zu bearbeiten, bin ich um so lieber gefolgt, als mir hierdurch Gelegenheit geboten wurde, seine bemerkenswerten Ergebnisse in Verbindung mit dem auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Teile des Conwentz'schen Nachlasses zu behandeln. Frau Greta Conwentz, geb. Ekelöf in Upsala, die mir freundlichst das Material ihres verstorbenen Gatten zur Verfügung stellte, danke ich dafür auf das verbindlichste.

Man könnte fragen, ob es notwendig war, einzelne Berichte des Geheimrats Conwentz über die Bereisung der Beutkieferreviere wortgetreu zum Abdruck zu bringen. Ich habe mich mit gütiger Zustimmung des Herrn Herausgebers dazu entschlossen, weil einmal jene letzten Denkmäler der Waldbienenzucht auf deutschem Boden erhöhtes Interesse verdienen, dann aber auch, weil die kurzen Beschreibungen einen Einblick in die Arbeitsweise des um Heimatkunde und Naturschutz so hochverdienten Mannes geben, der über jede seiner vielen Hunderte von Reisen einen Bericht zu den Akten nahm und durch solche Gegenwarts- und Befundsschilderungen ein wertvolles Material zur künftigen Beurteilung landschaftlicher Veränderungen und Entwicklungen hinterließ.

Die vorliegende Abhandlung kann nicht den Charakter einer monographischen Bearbeitung tragen. Hierzu wäre vor allem eine genaue eigene Bekanntschaft mit der lithauischen Waldbienenwirtschaft, wie sie heute, nach Rückkehr der Friedenszustände, dort getrieben wird, notwendig gewesen; bisher war mir diese leider nicht möglich.

¹⁾ z. B. K. Sajó, Unsere Honigbiene, Stuttgart 1909 (Kosmos), Abb. 22—24.

²⁾ Zur Biographie vergl. Beiträge z. Naturdenkmalpflege, begründet von H. Conwentz, fortgeführt von W. Schoenichen, Bd. IX, Heft 3, „Hugo Conwentz zum Gedächtnis“, Berlin 1923.

I. Geschichtlicher Überblick.

Die früheste Nachricht über die Honigbiene stammt aus dem ältesten Ägypten, etwa 3600 v. Chr.¹⁾ Ein rund 1000 Jahre später entstandenes, im Berliner Ägyptischen Museum befindliches bedeutsames Relief, welches L. Armbruster zum Gegenstand einer bemerkenswerten Studie²⁾ machte, beweist, daß um 2600 v. Chr. dort die Biene schon in künstlichen Wohnungen gezüchtet wurde. In der Bibel³⁾ wird oft von Honig, mehrfach von Wachs und Bienen gesprochen, doch scheint es sich im älteren Palästina — vor unserer Zeitrechnung — nicht um Zucht, sondern um Sammelwirtschaft gehandelt zu haben. Dasselbe gilt von Indien, wo die in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr., zum Teil noch früher entstandenen Veden Bienen und Honig öfters erwähnen. Sehr alt mag auch die Bienenzucht im Zweistromlande sein. In der griechischen Mythologie, bei Homer u. a. kommt die Biene vielfach vor, während von ihrer Zucht erst die Theogonie Hesiods (um 770 v. Chr.) berichtet. Sie war bedeutend in Attika, wo es im Perikleischen Zeitalter viele Tausende von Bienenstöcken gegeben haben soll. Xenophons Anabasis erzählt von merkwürdigen Vergiftungserscheinungen, die sich bei den griechischen Kriegern nach dem Genuß von in der Umgebung von Trapezunt am Schwarzen Meere aus Bienenstöcken entnommenem Honig einstellten, eine Angabe, die auch Plinius d. Ä. macht, und die in der Neuzeit durch M. Deffner eine gewisse Bestätigung gefunden hat⁴⁾ (vergl. S. 363). Aristoteles gab die erste Naturgeschichte der Biene im fünften Buche seiner Tierkunde; das neunte Buch, das sich ebenfalls mit den Bienen und daneben auch mit ihrer Züchtung befaßt, stammt nicht von Aristoteles, sondern ist erst nach seinem Tode von einem unbekannten Verfasser geschrieben worden. Von Waldbienenzucht ist nicht die Rede⁵⁾.

Reichlicher ist unser Wissen um die römische Bienenzucht, das wir einer Reihe ausgezeichneten Schriftsteller kurz vor und nach Beginn unserer Zeitordnung verdanken. Es sind dies M. Terentius Varro⁶⁾ (3. Buch über die Landwirtschaft, etwa 36 v. Chr.), gleichzeitig der Dichter der Aenëis, P. Vergilius Maro (4. Buch der Georgica), I. Moderatus Columella⁷⁾ (9. Buch seiner zwölf landwirtschaftlichen Bücher, 50 n. Chr.), C. Plinius Secundus (Buch 11 der Naturgeschichte, 77 n. Chr.). Waldbienenzucht gab es ebensowenig

¹⁾ H. v. Buttel-Reepen, Zur Lebensweise der ägyptischen Biene, sowie einiges zur Geschichte der Bienenzucht. Archiv f. Bienenkunde, III. Jahrg., 1921, S. 61.

²⁾ H. Armbruster, Bienenzucht vor 5000 Jahren, ebenda, S. 68—80.

³⁾ Vergl. zum Folgenden: J. G. Beßler, Bedeutung der Biene bei den Völkern des Altertums, Prag 1879; derselbe, Geschichte der Bienenzucht, Stuttgart 1886; A. Gmelin, Geschichte der Bienenzucht, in J. Witzgalls „Das Buch von der Biene“, Stuttgart 1898; A. F. Magerstedt, Die Bienenzucht der Völker des Altertums, insbesondere der Römer, Sondershausen 1851; A. Menzel, Zur Geschichte der Biene und ihrer Zucht, Zürich 1865.

⁴⁾ Die Bienenzucht in Ofs und die Fatalität der Zehntausend in den Kolchischen Dörfern. Archiv f. mittel- und neugriechische Philologie. Athen 1880.

⁵⁾ J. Klek und L. Armbruster, Die Bienenkunde des Aristoteles und seiner Zeit, Archiv f. Bienenkunde, I. Jahrg. 1919, Freiburg i. B.

⁶⁾ J. Klek und L. Armbruster, Varro und Vergil, Bientechnik der Römer, Römische Betriebsweisen, ebenda II, 1920.

⁷⁾ J. Klek und L. Armbruster, Columella und Plinius, die Bienenkunde der Römer, ebenda III, 1921.

wie in Griechenland, doch erwähnen Varro, Plinius und Columella unter den Bienenstöcken den gehöhlten Baumstamm, die Klotzbeute¹⁾. Auf die durch die genannten Klassiker der Bienenkunde gekennzeichnete Blüte der römischen Bienenzucht folgt eine Verfallszeit.

Über den Ursprung und das Alter der Bienenpflege bei den germanischen und slawischen Völkern ist man auf Vermutungen angewiesen. Mit Recht nimmt U. Berner, auf dessen inhaltreichen Aufsatz „Geschichte der Betriebsweise der deutschen Bienenzucht in den Grundlinien“²⁾ ganz besonders hingewiesen sei, an, daß die Gewinnung von Honig dort weit älter sei, als man früher glaubte. Damit stimmt überein, daß man in der Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) u. a. den Guß „in der verlorenen Form“ kannte. Der herzustellende Gegenstand wurde in Wachs geformt und mit Ton umkleidet; sodann wurde erhitzt, das Wachs ausgelassen, die so entstandene Höhlung mit der flüssigen Metallspeise gefüllt und schließlich nach Erkalten die Form zerschlagen. Eine planmäßige Bienenzucht wird durch diese Wachsverwendung allerdings ebensowenig bewiesen, als durch den Nachweis einer sonstigen hochentwickelten Landwirtschaft in jener Periode. Sicher geht die Nutzung der Bienenprodukte recht weit in die Steinzeit zurück, wie denn im besonderen auch die Herstellung von Honiggetränken (Met) hohen Alters sein wird, aber die anzunehmenden Mengen lassen sich immerhin als durch Sammeln gewonnen erklären. Die germanisch-slawischen Gebiete waren zu über 80 Prozent mit Wald bedeckt, der wiederum zum weitaus größten Teile aus Laub- und Mischwald bestand. In ihm, besonders auch in den Brüchern und an den Gewässern, fanden sich einerseits zahlreiche honigwichtige Bäume — die Linde war viel reichlicher vorhanden als im heutigen „Walde“ —; andererseits bargen die urwaldartigen Bestände massenhaft alte, morsche und hohle Stämme. Damit waren die Vorbedingungen für weite Verbreitung und verhältnismäßig dichtes Vorkommen von Waldbienen völkern erfüllt. Das riesige Waldgebiet zwischen Rhein und Uralgebirge war infolgedessen ein gleichgroßes Areal der Bienensammelwirtschaft und in ihm erfolgte dann mit der Zeit der Übergang zur Waldbienenzucht, in der wir wiederum eine spezifische Wirtschaftsform ebenderselben Waldzone erblicken dürfen. Wann, wo und wie das im einzelnen geschah, ist unbekannt. Mit U. Berner wird man annehmen können, daß die regelmäßige Ausbeutung bestimmter hohler, von Bienen bewohnter Bäume durch ihre Finder — wobei man vermied, die Völker zu vernichten — den ersten Übergang von regelloser Sammelwirtschaft zur Zucht darstellt. Einige aus dem Zeitalter der Völkerwanderung herrührende Stellen in den als *leges Barbarorum* bezeichneten Gesetzen germanischer Stämme, so der Westgoten (466—484) und Langobarden (643) weisen deutlich auf solche Übergänge hin³⁾. Freilich werden

¹⁾ Die Tatsache, daß die Römer die Klotzbeute benutzten, könnte — allerdings mit äußerstem Vorbehalt — zu einer Vermutung führen, daß hier ein Relikt aus prähistorischer Zeit, aus der nördlichen Urheimat der Indogermanen vorliege. Klotzbeuten kommen auch im nördlichen Spanien und Portugal vor. Diese Staaten stellten im Jahre 1867 solche aus Buchen- und Korkeichenholz auf der Weltausstellung in Paris aus. J. Melicher, Die Bienenzucht auf der Weltausstellung zu Paris, Wien 1868.

²⁾ Archiv f. Bienenkunde, II. Jahrg. 1920, S. 291—309.

³⁾ U. Berner, a. a. O. S. 2—3; z. B. „Wenn jemand Bienen in seinem Walde, sei es in Felsen oder Steinklüften oder in Bäumen gefunden hat, so soll er drei Handzeichen machen.“ — „Wenn jemand von einem gezeichneten Baume im Walde eines Anderen Bienen davonträgt, soll er 6 Solidi erlegen; wenn er nicht gezeichnet gewesen ist, dann soll der Finder nach Naturrecht im Besitze sein. Ausgenommen das Jagdgebiet des Königs.“ Vergl. auch: A. Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, Berlin 1886, S. 48, 49.

diese nicht etwa zeitlich hierdurch bestimmt; zu derselben Zeit mag anderswo schon Zucht in künstlich eingehauenen Baumbeuten betrieben sein: der Wunsch nach Mehrung der Honigquellen in günstiger Lage, unweit der Siedlung, war die Ursache für Anlage künstlicher Baumbeuten.

Wenn O. Schrader¹⁾ meint, daß die Waldbienenzucht einst auch in Gallien geblüht habe, so dürfte dies im wesentlichen nur vor unserer Zeitrechnung der Fall gewesen sein, denn in den stärker gerodeten Distrikten römischer Kultur gab es wohl ebensowenig eine straffe Waldbienenzucht wie in den baumarmen nordwestdeutschen Landschaften. Eine Ausbreitung der Waldbienenzucht von Gallien nach Osten ist nicht anzunehmen.

In der Folgezeit erfuhr wie die Bienenzucht überhaupt auch die Waldbienenzucht — wieweit sie regional zum Zeidelbetrieb in künstlich gehauenen Baumbeuten vorgeschritten war, kann dahingestellt bleiben — eine wesentliche Förderung infolge des Aufhörens der Stammeswanderungen, dann aber weit stärker noch durch das vom 6. Jahrhundert ab erfolgende Eindringen des Christentums, dessen Kirchen und Klöster außerordentliche Mengen von Wachs verbrauchten. Kaiser Karls des Großen Erlaß „*de villis vel curtis imperialibus*“, dessen 70 Abschnitte alle Gebiete der Landwirtschaft umfaßten und in dem die Bienenzucht eine wichtige Rolle spielte, läßt den Aufschwung deutlich erkennen²⁾. In den nächsten Jahrhunderten berichten zahlreiche Urkunden von den Honig- und Wachszehnten³⁾ zugunsten der Kleriker und Grundbesitzer.

Auf der anderen Seite begann seit dem 8. Jahrhundert die Zeit der gewaltigen Rodungen; hierdurch minderte sich im Fortschreiten von Westen nach Osten der Waldbestand binnen 700 Jahren in Deutschland bis auf fast den vierten Teil. Dem Aufblühen der Bienenzucht im allgemeinen stand also ein räumlicher Rückgang der Waldbienenzucht gegenüber. Nach Osten hin verlangsamte sich diese Entwicklung, daher in den slawisch gewordenen Landschaften Ostdeutschlands und weiter ostwärts Waldbestand und Waldbienenzucht weit länger ziemlich unverändert blieben. Mehr und mehr gelten mit der Zeit die Slawen als besondere Meister der Waldbienenzucht.

Im germanischen Deutschland war dagegen im späteren Mittelalter diese Wirtschaftsform an mehr oder weniger isolierte, größere Wald- und Zeideldistrikte gebunden. Solche fanden sich im 13. Jahrhundert im hunsrückischen „Hochwald“, im Reichswald zwischen Münster und Montjoie, bei Niedeggen, Eichstätt und in zahlreichen anderen Landschaften, vor allem aber in Nürnberg, wo die Wald- und Hausbienenzucht treibenden Zeidler in den Reichswaldungen St. Sebaldi und St. Laurenzi, in letzterem allein auf 50 „Zeidelgütern“, saßen. Nürnberg hieß danach „des Heiligen Römischen Reiches Bienenkorb“ und wurde schon frühzeitig die Stadt der Honig- und Lebkuchen. Die Zeidler erfreuten sich besonderer kaiserlicher Privilegien⁴⁾ und

¹⁾ In V. Hehns Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, 8. Aufl., Berlin 1911, Anm. 44, S. 594.

²⁾ Beßler, a. a. O. S. 94—96, Gmelin a. a. O. S. 49—50.

³⁾ F. W. Weber läßt in „Dreizehnlinden“ die Sachsen klagen:

Wieder sang es: Zins und Zehnten

Von der Wolle, von dem Flachse;

Neue Zehnten von dem Honig,

Neue Zehnten von dem Wachse.

⁴⁾ Caroli IV. Imperatoris, privilegium Zeidelariis Norimbergensibus, a. 1350 datum; Jak. Grimm, „Freiheit der Zeidler im Reichswald zu Nürnberg“, Weistümer III, S. 609 ff.; J. M. Lotter, Das alte Zeidelwesen in den Nürnbergschen Reichswaldungen. Nürnberg 1870.

besaßen eigene Gerichtsbarkeit (Zeidelgericht zu Feucht)¹⁾. Ähnliche Zeideldistrikte gab es u. a. noch im Fichtelgebirge²⁾, im Hochstift Bamberg (Vilseck, Veldensteiner Forst, Wallenfels, Cronach) und, vorübergehend, im Thüringer Walde. Über das mittelalterliche Zeidelwesen unterrichtet eine ausgezeichnete Schrift von M. Wagner³⁾, auf die ausdrücklich verwiesen wird, da aus Gründen des Raumes auf diese, für die deutsche Kultur- und Rechtsgeschichte so beachtlichen Erscheinungen hier nicht näher eingegangen werden kann. In jener Schrift findet sich auch eine Bibliographie der Waldbienenzucht⁴⁾.

In Norddeutschland⁵⁾ ist eine — sächsisch-lausitzer — Zone hervorzuheben, die sich von der Elbe, östlich Wittenberg, bis Görlitz hinzieht. Mittelpunkte waren hier 1. die Lochauer Heide zwischen Elbe und Schwarzer Elster, 2. die Gegend um Kloster Dobrilugk, besonders die Markgrafenheide zwischen Uebigau und Liebenwerda, 3. das Amt Hoyerswerda, 4. die Standesherrschaft Muskau, 5. die Görlitzer Heide. In seiner angeführten Arbeit gibt Wagner geschichtliche Nachrichten über die dortigen Zeidlergenossenschaften und ihre Organisation. Es handelt sich bei der durch die genannten Orte bezeichneten Zone ursprünglich nicht um isolierte Gebiete. Sie stand vielmehr mit den nordöstlich angrenzenden Landschaften in Verbindung und erstreckte sich durch die Niederlausitz bis zum Spreewald; nördlich von diesem betrieb man noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen Havel und Oder — etwa von Spandau über Beeskow und Fürstenwalde bis Neuzele — Waldbienenzucht, und zwischen Oder (Frankfurt) und den Zeidelbezirken von Pommern und Westpreußen wird ebenfalls ein Zusammenhang bestanden haben. Dies ist um so mehr anzunehmen, als in Preußen die Waldbienenzucht mehr und länger gefördert wurde⁶⁾ als beispielsweise in Mitteldeutschland. Aber auch hier duldet die höhere Kultur der stärker germanisierten Gebiete die primitiveren Formen der Bienenwirtschaft auf die Dauer nicht, zumal auch ein allgemeiner Rückgang der Bienenzucht sich zunehmend auswirkte. Seit der Reformation war der kirchliche Wachsverbrauch stark zurückgegangen, die Religionskriege, zumal der Dreißigjährige Krieg, hatten die Landwirtschaft aufs ärgste beeinträchtigt, und schließlich hatte die Einfuhr von Zuckerprodukten aus den neuentdeckten Ländern den Honigverbrauch heruntergedrückt. Wenn in der Lausitz, bezeichnet durch die Orte Muskau und Hoyerswerda, dagegen bis Ende des 18., ja bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch Waldbienenzucht betrieben wurde, so liegt das an dem starken wendischen Einschlag in der Bevölkerung dieser Gegend. Die Wenden, wie die Slawen überhaupt, waren ja leidenschaftliche und tüchtige Imker, als solche weit über ihre Grenzen hinaus berühmt, und daher verschrieb man sich bisweilen im Reiche wendische Bienenmeister⁷⁾.

¹⁾ J. Pritzl, Das ehemalige Zeidelgericht zu Feucht, Archiv f. Bienenkunde, II, Freiburg 1920.

²⁾ Zeidelordnung des Burggrafen Johann III. zu Nürnberg vom 30. Mai 1398. Weistümer, III, S. 896.

³⁾ Das Zeidelwesen und seine Ordnung im Mittelalter und in der neueren Zeit, München 1895.

⁴⁾ Vergl. auch: F. B. Busch, Handbuch des heutigen in Deutschland geltenden Bienenrechts, Arnstadt 1830, A. Menzel, Bienenwirtschaft und Bienenrecht des Mittelalters, Nördlingen, 1865, sowie A. Schwappach, a. a. O. S. 172—174.

⁵⁾ Zeidlerei im Harz (Goslar) erwähnt in der Zeidelordnung Joh. III., zu Nürnberg (s. Anm. 2).

⁶⁾ Schwappach, a. a. O. S. 379.

⁷⁾ Casp. Höfler, Die rechte Bienenkunst, Leipzig 1614: „der weiland durchleuchtige, Hochgeborene Fürst und Herr, Herr Augustus, Christmilder gedechtnus, Churfürst zu Sachsen etc. lies zu Annaburg eine solche (Wald-) Bienenzucht durch einen Wenden anrichten, welches Werk damals sehr wohl von stattem gieng.“ (A. regierte 1553—86.)

Dem verhältnismäßig langen Bestehen des Zeidlerwesens in der Lausitz ist es zu danken, daß wir über dieses einigermaßen gut unterrichtet sind. In mehreren Werken des ausgehenden 18. Jahrhunderts finden sich Beschreibungen, die jedoch im wesentlichen auf Adam Gottlob Schirachs „Wald-Bienenzucht“¹⁾, bzw. Vogels Arbeiten zurückgehen²⁾. Schirach war Pastor und wie so viele seiner Amtsgenossen eifriger Imker, überdies aber ein vortrefflicher Forscher und Schriftsteller. Die Schrift wurde nach seinem Tode durch den Rektor und Prediger J. G. Vogel³⁾ herausgegeben. Damals blühten noch die Zeidlergesellschaften zu Muskau wie zu Hoyerswerda. Die erstere besaß etwa 7000 Bienenbäume, die aber nicht sämtlich besetzt waren. Ein Waldstück mit 60 Beuten hieß „ein Maß Zeidelhaide“; es war käuflich und mit einem Jahreszins von 15 Groschen belastet (Zeidelzins). Je nach Lage und Besatz schwankte der Kaufpreis der Maße zwischen 12 und 30 oder mehr Talern. Die Besitzer der Maße kennzeichneten ihre Honigbäume durch Zeidelzeichen (Hiebe, Kreuze, Quadrate). Es waren ihrer im Jahre 1769 insgesamt 170, in zwei Rotten geteilt, jede unter einem gewählten Zeidelrichter und einigen Ältesten stehend. Bei den zweimal jährlich stattfindenden Versammlungen wurden manche alte Zeremonien beachtet; so saß der Zeidelrichter auf einem Fasse und trug als Zeichen seiner Würde einen weißen Stab in der Hand. Von den Strafgeldern erhielt die Standesherrschaft ein Drittel.

Die Zeidlergesellschaft Hoyerswerda bestand aus 82 Mitgliedern, gliederte sich in drei „Viertel“ und ordnete sich einem gewählten „Starosten“ unter. Ihr Statut stammte von 1585, das Muskauer von 1648.

Über die Anlage der Baumbeuten berichtet Vogel in seinem angeführten Aufsatz von 1773: „Die Beuten werden in Bäume, welche dazu bequem und die gehörige Stärke haben, eingehauen, und sind von verschiedener Größe im Lichten. Meistens sind sie 4 Fuß lang oder hoch, anderthalb Fuß tief, und einen Fuß drey Zoll breit. Die Höhe von der Erde an gerechnet, in welcher sie in die Stämme eingehauen werden, beträgt ordentlicher Weise 10—12 Fuß. In einem einzigen Stamm werden oft 1, 2, 3 Beuten über einander oder auch wohl nebeneinander gemacht . . . Die Öffnung wird sodann mit einem Brettchen zugesetzt, so doch, daß auf einer Seite noch ein Ritz bleibt, aus denen die Bienen aus- und einfliegen können. Man hauet auch wohl neben das Flugbret ein Loch in den Baum, welches den Bienen anstatt des Flugloches dienet. Dieses Bret wird überdies noch, wenn die Beute leer ist, mit grünen Reisern umwunden, damit die Bienen bey dem Schwärmen desto mehr Lust kriegen hineinzuziehen; sind sie nun drinnen, so nimmt man die Reiser wieder weg.“

Bemerkenswert ist hier die Erwähnung von zwei Beuten nebeneinander, die sonst nirgends vorkommt. Vergl. hierzu Taf. IX, Abb. 36, Doppelklotzbeute aus dem Kreise Spremberg.

Betreffs der sonstigen Zeideltechnik sei auf die angeführten Schriften sowie auf die von M. Wagner (a. a. O. S. 9—14) danach gegebene Übersicht verwiesen. Taf. I, Abb. 1 und 2, sind nach Schirachs Kupfern hergestellt. Die erstere zeigt in der Bildmitte einen Nürn-

¹⁾ Breslau 1774.

²⁾ So die betr. Abschnitte bei J. G. Krünitz, Das Wesentlichste aus der Bienen Geschichte und Bienen-Zucht f. d. Naturliebhaber, Landmann und Gelehrten, Berlin 1774.

³⁾ Dieser hatte ein Jahr vorher in den „Gemeinnützigen Arbeiten der Churfürstl. Sächs. Bienen-gesellschaft in der Oberlausitz“ I, Berlin u. Leipzig 1773, einen Aufsatz veröffentlicht: „Von der wilden Bienenzucht und der Oberlausitzer Zeidler-Gesellschaft in Muskau etc.“.

berger Zeidler, auf dem Baume links das Zeideln einer vollen Beute. Der Zeidler führt Tabakspfeife, Zeidelmesser und Zeidelsack, darin die übrigen Instrumente. Unten der Gehilfe mit Korb für die Waben und Bütte für den Honig; an den Baum gelehnt Gabel für den Wabenausbruch und Holzkloben (Beutverschluss); Zeidelzeichen ein liegendes Kreuz. Auf der Leiter am Baume rechts Zeidler mit Bienenkappe und Zeidelbeil, der die Beute zum Winter nachsieht; am Boden spielt sein Sohn mit dem Zeidelgerät; Zeidelzeichen ein Rechteck. Zu beiden Seiten der Mittelfigur Schwarmsäcke; oben eine Klotzbeute aus der „Walachei“. — Die Schaukel am Baume rechts erinnert an eine ganz ähnliche Vorrichtung im baltischen Gebiete (s. Abschn. Kurland, Textabb. 3); es ist jedoch hier nicht ersichtlich, auf welche Weise der Zeidler in die Höhe gekommen ist.

Abb. 2 soll russische Waldbienenzucht (in den Wäldern des Landes Baschkirija) darstellen. Links hat der mit Bienenkappe geschützte Zeidler die Beute geöffnet und schneidet die Waben mit dem hölzernen Zeidelmesser heraus. Unten trägt ein Gehilfe zwei mit Waben gefüllte Körbe fort. Vom Baume rechts läßt der Zeidler einen solchen Korb herunter. Am Boden liegen Waffen. Das Erklettern geschieht mittelst eines Seiles, das unterhalb der Beute so verknotet wird, daß eine Sitzschlinge entsteht. Stufenartige Einschlüge erleichtern die Besteigung. Eine entsprechende Kletterweise wird aus Livland berichtet (s. dort).

Zwei weitere Kupfer in Schirachs Buche stellen die eigenartigen Schutzvorrichtungen und Fangweisen dar, die damals in Rußland den Bären („Zeidelbär“) gegenüber angewandt wurden. U. a. waren schräg aufwärts gerichtete, eiserne oder hölzerne Spitzen, mit denen man den Stamm unterhalb der Beute spickte, beliebt (vergl. Livland).

Unser Wissen über die Zeideltechnik des Mittelalters geht kaum über das hinaus, was in Privilegien und Zeidelordnungen überkommen ist, und das ist naturgemäß nur ein kleiner Bruchteil. Auch das die Waldbienenzucht berücksichtigende Schrifttum des 17. und besonders des ausgehenden 18. Jahrhunderts liefert zeideltechnisch keine ganz zufriedenstellende Ausbeute. Die Zeidlergesellschaften hatten ihre genossenschaftlichen Geheimnisse wie jeder Zeidler seine privaten. Schirach hat sich, wie Vogel hervorhebt, jahrelang bemüht, hierin einzudringen: „Da diese Art Leute ihre Säckelgen immer gern als Geheimnisse bewahren und ihre aus vieljähriger Erfahrung erlernte Handgriffe und Vortheile nicht leicht jemand bekannt machen, so gehört eine Art vertraulicher Herablassung, Freundschaft und kleine schickliche Belohnungen dazu, wenn man alle ihre Vortheile mitgetheilt haben will“ Der Württemberger Chr. Hampel, der die Waldbienenwirtschaft in Polen selbst kennengelernt hatte, rügt, daß „noch keine Bücher von der Waldbienenzucht zum Vorschein gekommen sind, und die Waldbienenmeister solches immer geheim gehalten und nur auf ihre Familie fortgepflanzt haben“¹⁾. Unter solchen Umständen erscheinen Schirach-Vogels Berichte um so verdienstlicher.

Die Zeidlergesellschaften der Oberlausitz waren damals sehr angesehen und so berühmt, daß z. B. die russische Kaiserin Katharina II. zwei Lehrlinge sandte, um dort Unterricht zu nehmen²⁾. So konnten Schirach und Vogel wagen, für andere Waldgebiete die erneute Einrichtung von Waldbienenzuchten zu befürworten. Von der nächsten Nach-

¹⁾ Prakt. Anweisung zur nützlichsten Magazin-Bienenzucht vor alle Gegenden. Nebst einer Anweisung zu einer nützlichen Waldbienenzucht, welche vor den Grundherren und Unterthanen vortheilhaft ist. Tübingen 1784.

²⁾ Schirach, a. a. O. S. 3.

barschaft (Spremberg?) vielleicht abgesehen, blieb aber der Erfolg aus, trotzdem sie öfters, sogar noch im 19. Jahrhundert, Zustimmung fanden. Außer Hampel mag hier J. G. Krünitz genannt werden. Der Mißerfolg beruhte auf den gleichen Gründen, die seit langem das Verschwinden der alten Zeidelwirtschaft veranlaßt hatten und die nicht künstliche waren, sondern naturgemäße und daher richtige. Es waren einerseits seit Ausgang des Mittelalters die freien Waldnutzungen mehr und mehr eingeschränkt worden. Jagd und beginnender Waldpflege gegenüber war die Zeidlerei unerwünscht. 1712 richtete ein Zeidelschultheiß eine Beschwerde an das Zeidelgericht Kronach (zu Bamberg gehörig), wonach den Zeidlern keine Bäume zur Anlage von Beuten zugewiesen würden, infolgedessen man Klotzbeuten mit Seilen auf die Bäume ziehen müsse¹⁾. Also noch Duldung des Zeidelns, aber ohne Beeinträchtigung des Holzertrags! Von hier bis zum Verbot des Zeidelns war nur ein kleiner Schritt. Alles, was die nunmehr dominierende Holzproduktion schmälern konnte, wurde beseitigt; zudem spielte dem Holzwert gegenüber der Ertrag an Waldhonig und Wachs keine Rolle mehr. Näheres hierüber bei Wagner (a. a. O. S. 79—84).

Auf der anderen Seite gab aber auch die Bevölkerung die Waldbienenzucht ihrerseits mit der Zeit auf, um zu bequemeren Methoden überzugehen. Die Entfernungen zu den Bienenbäumen sowie das beschwerliche und zeitraubende Zeideln darin standen im Gegensatz zur Imkerei in Hof und Garten. Einmal aufgegeben, konnte für die Waldbienenwirtschaft keine Aussicht auf Erneuerung mehr bestehen.

Mit welchem Nachdruck die Forstverwaltungen vorgingen, zeigt auch in späterer Zeit das Beispiel Westpreußens (s. dort).

Die Begeisterung der oberlausitzer Vorkämpfer für ihre gepriesene Zeidelwirtschaft konnte ebensowenig wie der Konservatismus der dortigen Bevölkerung den Untergang aufhalten. Anfang des 19. Jahrhunderts war so ziemlich alles verschwunden; nicht ein einziger Bienenbaum ist uns erhalten geblieben.

Vielfach in engstem Zusammenhange mit der eigentlichen Waldbienenzucht in Baumbeuten steht die Zucht in der Klotzbeute. Wie heute noch in Lithauen üblich, schnitt man nach Absterben, Abtrieb oder Windbruch den Stammesteil, der die Beute barg, heraus. Im Zeidelrecht der Veldensteiner Forst (Hochstift Bamberg) von 1490 heißt es: „wenn ein pewnter unfruchtbar wirt, so soll der des sie gewesen ist die pewnten heraufschroten, des ander soll er lassen ligen“²⁾. Aus der Görlitzer Heide³⁾ wird 1654 von einem „uralten“ Brauch berichtet, wonach ein abgestorbener Bienenbaum dem Zeidler gehörte, dessen Zeichen er trug. Für den Teil jener Heide, der der Herrschaft Wehrau angehörte, wurde nach Übergang derselben an den Grafen v. Promnitz 1698 eine Erneuerung der Zeidelordnung vorgenommen, nach welcher u. a. dem Zeidler die Beute überlassen wurde, wenn die Herrschaft den betreffenden Bienenbaum fällen ließ. Kam ein zur Beutanlage geeigneter, also genügend starker Baum zum Abtrieb, so erhielt der Zeidler den zur Herrichtung einer Klotzbeute brauchbaren Stammesabschnitt. Textabbildung 1 zeigt eine westpreußische Klotzbeute, die von einem gefällten Bienenbaum stammen soll und im Jahre 1893 dem Westpreußischen Provinzialmuseum in Danzig überwiesen wurde, wo sie sich noch heute befindet.

¹⁾ Wagner, a. a. O. S. 14.

²⁾ Lotter, a. a. O. S. 98.

³⁾ Wagner, a. a. O. S. 53, 55.

Die auf solche Weise gewonnenen Klotzbeuten stellte man neben den Bienenbäumen, besonders an Waldblößen, auf oder zog sie an den Stämmen hinauf, um sie in ausreichender Höhe (Erschwerung von Diebstählen) zu befestigen. Oder man brachte sie in Hof oder Garten. Sie kommen in zwei Formen vor, als „Ständer“ und als „Lagerbeute“, welche letztere ein Stammesstück darstellt, das, von den Schnittflächen aus zu einer Röhre ausgehöhlt, an beiden Seiten durch Deckel geschlossen und schließlich schräg gelegt wurde. Mitunter paßte man ein Dach darauf, so daß das Ganze den Eindruck eines schräg stehenden Sarges machte (vergl. Textabb. 2). Eine dritte Form, der „Klotzstock“, war ein kurzes hohles Stammesstück, das mit der unteren Öffnung auf eine Unterlage gestellt wurde¹⁾.

Über die Stufenfolge der behandelten Betriebsformen dürfen wir annehmen: die Baumbeute bedeutet der Klotzbeute gegenüber das Primäre; aus ihr ist die letztere hervorgegangen. Wenn die Verbreitung der Klotzbeute über die Gebiete der eigentlichen alten Waldbienenzucht hinausgeht, so braucht man hieraus nicht eine spontane Entstehung der ersteren bzw. eine unmittelbare Ableitung aus der Naturbeute (naturhohler Stamm) zu folgern. Wenn Wagner²⁾ meint, daß vielleicht die älteste Waldzeidlerei eine Bienenhaltung in Blockbeuten war, so kann ich ihm nicht beipflichten. Die naturgemäße Entstehungsfolge ist sicher: 1. Naturbeute³⁾, 2. künstliche Nachahmung derselben in Bäumen (Baumbeute), 3. Klotzbeute. Die Tatsache, daß die letztere in Landschaften vorkommt, in denen nichts von Waldbienenzucht überliefert ist, dürfte sich entweder dadurch erklären, daß die Abwicklung der Stufenfolge sehr weit zurückliegt, so daß die primäre Stufe längst in Vergessenheit geriet und geschichtlich nicht mehr nachweisbar ist, oder dadurch, daß in späterer Zeit die Klotzbeute sich über ihre Ursprungsbezirke hinaus ausbreitete. Es wäre von Interesse, die heutige und frühere Verbreitung derselben statistisch und kartographisch festzulegen, um die mögliche Abhängigkeit von dem europäischen Waldgebiete und den vor- und frühgeschichtlichen Wanderungen zu ermitteln.

Als Stufenfolge der Klotzbeuten möchte ich schließlich annehmen: Ständer, Lagerbeute, (?) Klotzstock. Für die Entstehung der letzteren ein ökonomisches Halbieren der Lagerbeute anzunehmen, würde allerdings gewagt sein.

Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert gab es Reste von Waldbienenwirtschaft nur noch in der Tucheler Heide, im Grenzgebiet zwischen West- und Ostpreußen, sowie in Lithauen, Kurland und Livland in Gestalt von Bienenbäumen. Ob solche in angrenzenden Teilen Rußlands noch vorkommen, ist unbekannt, wenn auch nicht ganz unwahrscheinlich.



Abb. 1. Westpreußische Klotzbeute. (Druckstock des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte zu Danzig.)

¹⁾ Berner, a. a. O. S. 6.

²⁾ a. a. O. S. 14.

³⁾ Zweckwort; keine Bereicherung der Nomenklatur.

Bienenzucht in diesen Bäumen betrieb man nur noch im genannten Grenzgebiet, in Kurland und vor allem in Lithauen.

Im Folgenden sei ein Überblick über die Waldbienenzucht und ihre Denkmäler in jenen Gebieten gegeben. Anschließend sind in Ergänzung des vorstehenden geschichtlichen Abrisses einige weitere Angaben über ehemalige Zeidelwirtschaft in Schlesien, Brandenburg und Pommern zusammengestellt. Eine Vollständigkeit war dabei kaum zu erreichen, weil die lokalgeschichtlichen Feststellungen und Veröffentlichungen ungemein zerstreut und schwer zugänglich sind.

II. Lithauen.

Es war in Deutschland bekannt¹⁾, daß wie in Kurland, Livland und einigen anderen Landesteilen Rußlands und Polens auch in Lithauen die Waldbienenzucht lange in Blüte gestanden hatte und noch im 19. Jahrhundert hier und dort betrieben wurde, kaum jedoch, daß sich auch heute noch ansehnliche Reste jener mittelalterlichen Kulturform dort befinden und mit mehr Eifer als anderswo in alter Weise gepflegt werden.

Welche Rolle in früheren Jahrhunderten die nur in Bienenbäumen und Klotzbeuten zwischen dem 20. und 30. Längengrade betriebene Bienenzucht spielte, geht u. a. aus einer Bemerkung²⁾ des polnischen Geschichtsschreibers Joachim Lelewel, der ein Werk über „Die Biene und die Bienenzucht in Polen“ geschrieben hat, hervor: „In jedem Jahrhundert waren Geschichtsschreiber, welche ihr Staunen ausdrückten über die Menge der Bienen (Beuten mit Bienen besetzt) in Podolien, der Ukraine, Polen und Lithauen In den Jahren 1500 und 1507 wurden durch lithauische Grenzzollämter 106 139 Stein³⁾ an Wachs in das Ausland ausgeführt, was dem Schatze die Summe von 400 000 Gulden einbrachte. Und dies alles ist nur der Ertrag der Krongüter, welcher den großartigen Landeskonsum nicht in sich begreift.“

Über das zu Lithauen gehörige Samaiten schrieb stolz Mathias Striyskowski⁴⁾ unter der Überschrift „Ducatus Samogitiae“: „... Provincia haec nemoribus silisque abundat, in quibus horrendae quandoque visiones fieri dicuntur. Mel nusquam melius nobilissime quodque minus cerae habeat albumque sit, quam in Samogitia reperitur, silvaeque illic summas divitias ferunt: ex stipitibus enim cavatis mella passim promuntur“ „Diese Provinz ist reich an Hainen und Wäldern, in denen bisweilen ganz schauerliche Erscheinungen vorkommen sollen. Der Honig ist nirgends so süß, so schön, so wenig wachshaltig, so weiß wie in Samaiten, und die Wälder tragen hier einen reichen Schatz: aus den hohlen⁵⁾ Stämmen fließen Honigströme hie und da.“

Strahlenberg berichtete 1730 in seinem Werke „Der nord- und östliche Teil von Europa und Asia“⁶⁾: „In Lithauen und in Rußland an vielen Orten heget und hält man

¹⁾ vergl. Wagner, a. a. O. S. 70.

²⁾ Bei J. G. Bessler, Geschichte der Bienenzucht, Stuttgart 1886, S. 218.

³⁾ Gewicht von durchschnittlich 10 kg, die obige Menge würde also über 50 000 Ctr. betragen haben.

⁴⁾ Kanonikus in Samaiten zur Zeit des Königs Sigismund August, 1548—1572; sein Werk ist betitelt „Sarmatia Europaea“.

⁵⁾ „ausgehöhlten“?

⁶⁾ Stockholm 1730, S. 333, citiert nach V. Hehn, a. a. O., Anm. 44, S. 594.

Bienen nicht häufig in Körben, noch in aus- und abgehauenen Klötzen oder Stöcken bei den Häusern, sondern in den Wäldern, an den höchsten und geradesten Tannenbäumen, nahe bei deren Spitzen“; und im deutschen Bienenschrifttum des 18. Jahrhunderts findet sich öfters die Angabe, daß in Lithauen die Waldbienenzucht blühe; nach genaueren Mitteilungen über Orte, Umfang, Techniken sucht man jedoch vergeblich. Nicht anders im Schrifttum der neueren Zeit. Conwentz, der, wie kein zweiter, im Hinblick auf die von ihm geplante zusammenfassende Bearbeitung der Beutnerbäume, der Verbreitung derselben nachging, hat über lithauische Vorkommnisse vor Professor Stechow's Mitteilungen an ihn nie etwas Genaueres erfahren. Unterm 10. Juni 1898 hatte ihm der damalige Kaiserlich Russische Generalkonsul in Danzig, Baron v. Wrangel, auf Anfrage mitgeteilt: „Bienenbäume sind im St. Petersburger Gouvernement nicht mehr vorhanden, da die wilde Bienenzucht in den Wäldern dort seit langen Jahren durch rationelle Züchtung ersetzt worden ist. Sie blüht nur in den großen Wäldern des Mohilew-, Minsk- und Grodno-Gouvernements, wo ich früher auch Besitzungen hatte.“ Diese bestimmten Angaben lassen kaum einen Zweifel an dem damaligen Vorhandensein der Beutnerwirtschaft außer dem neuerdings von E. Stechow aufgenommenen Vorkommen von Berszty-Zubrowo in einigen Teilen jener drei, insgesamt den halben Flächenraum Preußens einnehmenden Bezirke zu, und man darf mit einiger Sicherheit annehmen, daß nicht nur an zahlreichen Stellen Spuren des früheren Betriebs in Gestalt unbenutzter Beutbäume zu finden sind, sondern daß hie und da auch noch in bescheidenem Maße darin gezeidelt wird. Das erstere gilt auch für die Gegenden nördlich der drei Bezirke.

In dieser Ansicht bestärkt mich eine Mitteilung von Dr. Lothar Pohl in Breslau. Dieser beobachtete 1916 in einem zerschossenen Gehöft bei Putny, an der Straße Düna-burg-Jelowka gelegen, eine Beutkiefer. In etwa 4 m Höhe beginnend waren drei „Türen“ vor anscheinend künstlich ausgearbeiteten Höhlungen sichtbar. In demselben Gehöft wie in vielen anderen befanden sich ausschließlich Klotzbeuten und zwar liegende sowohl als stehende. Leider blieb diese Mitteilung die einzige, die ich zu dieser Frage erhielt. Aber durch die an sich geringfügige Tatsache, daß Denkmäler der Waldbienenzucht bei Düna-burg vorhanden sind, wird eine Verbindung zwischen den livländischen und lithauischen Stellen angedeutet, die durch weitere Funde bestätigt werden dürfte.

Das Waldgebiet von Berszty-Zubrowo, das Professor Dr. Stechow vom Frühjahr bis zum Spätherbst 1918 durchforschte, liegt 45—60 km nordöstlich von Grodno, ist also der heutigen (nicht ethnographischen, sondern willkürlichen) polnischen Grenze benachbart. Lithauen ist bekanntlich äußerst walddreich; eine Forstkultur im deutschen Sinne gibt es aber so gut wie nirgends. Man schlägt den Wald, oftmals in entstellendem Kulissenhieb, und überläßt der Natur die Erneuerung. Der Wald verjüngt sich also durch Selbstaussaat und Stockausschlag.

Wie die Tafeln 1—6 zeigen, läßt man die Bienenbäume als Überhälter stehen. Dies war auch in Deutschland früher üblich¹⁾. Oft findet man sie einzeln und freistehend, vielfach aber auch im tiefsten Walde, ferner an Lichtungen, Kreuzwegen und anderen Örtlichkeiten. Solche Bäume, die an Waldrändern erwachsen waren, bleiben an ihrer ungleichmäßigen Beästung und reicheren Krone kenntlich; typisch dafür sind auf Taf. 1 und 4 die

¹⁾ Wagner, a. a. O. S. 10.

Abbildungen 3 und 13 (die gleichen Bäume darstellend). Die im Bestande erwachsenen Kiefern fallen dagegen durch dürrtliche Kronenbildung auf (Taf. 4 Abb. 15; Taf. 5 Abb. 20). Zuweilen stehen einige Bäume nest- oder horstartig zusammen (Taf. 3 Abb. 12; Taf. 4 Abb. 13). Auch ihre Lage zu den Siedlungen ist recht verschieden; oft sind sie weit von den Dörfern entfernt, mitunter aber auch in deren nächster Umgebung (Taf. 1 Abb. 4). Bei Iwacze, südlich Zubrowo, stehen mehr als 20 auf verhältnismäßig engem Raume.

Es sind stets nur alte und stattliche, mindestens 150jährige Bäume (vergl. Taf. 4 Abb. 14). Allermeist sind es Kiefern; daneben trifft man aber auch Fichten und Laubhölzer, darunter Eichen, an. Das auch aus Kurland¹⁾ gemeldete Vorkommen von Beuteichen ist bemerkenswert, denn es bestätigt einige Angaben des 18. Jahrhunderts²⁾, in denen „Eichen, Linden oder mehrenteils Kiefern“ als russische Bienenbäume aufgeführt werden, während die Eiche in Deutschland als Bienenbaum verpönt war: „Denn dieser entläßt einen sauren Saft, der das Gewirkte verderbet.“ Ausdrücklich hatte auch Joh. Grüwel³⁾ 1696 erklärt: „Es werden keine Eichen darzu genommen, weil nehmlich dieselbe einen sauren und schwarz-färbenden Saft inn sich haben, davon das Honig verdirbt.“ Und Höfler hatte 1614 das Eichenholz auch als Material für Klotzbeuten abgelehnt. Freilich beobachtete man öfters, daß die Bienen die auf natürliche Weise entstandenen Hohlräume in alten Eichen bezogen und erklärte dies damit, daß hier das Holz innerlich morsch und dann ohne jenen Saft sei.

Von ehemaligen deutschen Beuteichen ist bisher auch nichts bekannt geworden.

Fast immer ist, wie auf den meisten Abbildungen ersichtlich, der Stamm der Kiefern oben abgeschnitten; auf das Stammende pflegt man ein Stück Birkenrinde und auf dieses einen großen Stein zu legen, der das Rindenstück festhält. Ein alter Ortsbewohner erklärte Herrn Prof. Stechow, es geschehe dies, um das weitere Wachstum in der Richtung nach oben zu verhindern. Nach diesem Eingriff wird der Stamm dicker, die Zweige breiten sich mehr schirmförmig nach allen Seiten aus und verleihen dem Baume sein eigenartiges Aussehen. Die gleiche Gewohnheit der Bedachung und Steinbeschwerung fand sich in Livland, wo man statt der Birkenrinde ein Tukkajad genanntes Brett verwandte. Hier wurde als Grund angegeben, man wolle den Regen abhalten und dadurch die Fäulnis des Stammendes verhindern. Ähnlich in Kurland. Dort gebrauchte man Birken- oder Tannenrinde, in neuerer Zeit auch ein Brettchen⁴⁾.

Die Gewohnheit des Kappens oder „Wipfens“ der Bienenbäume herrschte im Mittelalter ebenfalls in den südlichen Gebieten Deutschlands, wie z. B. im Fichtelgebirge⁵⁾, während sie in Norddeutschland nicht gebräuchlich war. Dort wurden die Bäume hoch hinauf ent-

¹⁾ J. Klinge, Die Honigbäume des Ostbaltikums und die Beutkiefern Westpreußens, Schriften der Naturf. Ges. zu Danzig, Bd. X, Danzig 1901, S. 230. — J. G. Büttner, Vortrag über Waldbienenzucht, in den Sitzungsberichten der Kurländ. Ges. f. Lit. u. Kunst, II, 1818, S. 113.

²⁾ So Krünitz, a. a. O. S. 32. — Schirach, a. a. O. S. 46, 149.

³⁾ Brandenburgische Bewehrte Bienen-Kunst, Cölln a. d. Spree, 1696.

⁴⁾ A. Bielenstein, Die alte Waldbienenzucht der Letten, im Magazin herausgeg. von der Lettisch-Litterarischen Gesellschaft, XIX, 4, Mitau 1896, S. 17.

⁵⁾ Wagner, a. a. O. S. 31 u. 35.

ästet¹⁾. Letzterer Brauch galt auch fast durchweg in Westpreußen, wo die entwipfelte Kiefer von Karbowo zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Die Begründung der Sitte ist nicht einheitlich. Nach Meinung der lithauischen Eingeborenen soll die Erniedrigung der Bäume erwünscht sein, damit die Bienenschwärme beim Ausfliegen an den niedriger hängenden Ästen ihre Trauben bilden könnten. Richtiger scheint es, die Maßnahme als dem Windschutz dienend aufzufassen. Die vereinzelt stehenden, ihre Umgebung überragenden Bäume waren den stürmischen Winden allzusehr ausgesetzt und wurden daher oftmals und leicht entwurzelt²⁾. Für diese Ansicht spricht Klings Beobachtung in Livland, daß man die Krone bei denjenigen Bäumen fortnahm, die frei dem Winde preisgegeben waren, während man mehr windgeschützt stehende Bäume nicht nur unversehrt ließ, sondern mitunter zwei, auch drei Beuten übereinander hineinbrachte, was bei den ersteren vermieden wurde. In dem Waldbienenbezirk der Görlitzer Heide bestand zu Ausgang des 17. Jahrhunderts die Vorschrift, daß bei Abtreibung eines Zeideldistrikts um jeden Bienenbaum fünf bis sechs Bäume zum Schutze desselben stehen bleiben mußten³⁾. Eine dritte Ansicht äußert Lotter⁴⁾. In der erwähnten, berühmten Urkunde Kaiser Karls IV., die als erste genauere Auskunft über die Zeidlerei im Nürnberger Reichswalde gibt, heißt es: „Und wer auch einen gewipfelten oder gemerckten Baum abhauet, der ist schuldig dem Zeidelmeister ein Pfund Haller⁵⁾, und dem, des der Baum gewest ist (d. h. dem betr. Zeidler), auch ein Pfund Haller.“ Lotter glaubt hier unter gewipfelten Bäumen hohle mit wilden Bienen besetzte Bäume verstehen zu sollen, die von dem sie entdeckenden Zeidler durch Abhauen des Wipfels oder durch Anplätzen rechtsgiltig als sein Eigentum bezeichnet waren. Der Schluß ist nicht zwingend, insofern die Bestimmung nur feststellt, daß gewipfelte Bäume als Bienenbäume eines anderen ebenso kenntlich waren wie die angeplätzten. Allerdings hatte das Fortnehmen des Wipfels allgemein die Nebenwirkung, ihn eindeutig zu bezeichnen, so daß es einfach war, ihn wiederzuerkennen und nicht zuletzt auch den Holzfällern als sakrosankt kennbar zu machen — aber die eigentliche Ursache lag hierin nicht. Warum sollte man auch zu so umständlicher, zeitraubender, ja gefährlicher Maßnahme greifen, wenn man dasselbe einfach durch Anbringung des Zeidelzeichens oder Anplätzen erreichen konnte. Das Wipfeln war also im allgemeinen wohl eine Maßregel zur Verhütung des Windbruchs.

Nach Prof. Stechows Beobachtungen sind viele der lithauischen Beuten ursprünglich natürlicher Entstehung. Es sind Spechthöhlen und zwar fast immer solche des großen Buntspechtes. Ob auch Schwarzspechthöhlen gelegentlich darunter sind, konnte mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Ich gestehe, daß ich dieser Beobachtung — soweit die Vielheit in Frage kommt — zunächst etwas erstaunt gegenüber stand. Denn in dem Schrifttum über deutsche Waldbienenzucht, soweit mir bekannt, fehlt eine entsprechende Angabe. Auch in Westpreußen, wo doch jede Beutkiefer aufgenommen und meist auch genau beschrieben

¹⁾ J. Grüwel, a. a. O. S. 108: „... große Kinbäume, die fein glatt und hoch sind, und von anderen Bäumen auf 20 oder 30 Schritt abstehen, damit Sonne und Luft desto besser darauf treffen und der Bienen Werk befodern können. Die Zweige werden davon glatt bis an den Stamm und so hoch abgehauen, daß kein Schatten davon auf die Büten falle.“

²⁾ Vergl. hierzu den Verlust an Bienenbäumen von 1913—1924 in der Oberförsterei Finckenstein, s. Abschnitt Westpreußen am Schluß.

³⁾ Erneuerung der Zeidlerordnung durch den Grafen v. Promnitz am 30. Oktober 1698; bei Wagner, S. 55.

⁴⁾ Lotter, a. a. O. S. 17 und 43.

⁵⁾ Heller.

wurde, ist derartiges nicht beobachtet worden. Ebenso wenig anscheinend in Kurland, wo die zahlreichen auf Waldbienenzucht bezüglichen alten Volksliedchen der sangesfreudigen Letten eigentlich davon sprechen müßten. Und in der Lausitz (Hoyerswerda und Muskau) wurde ein sprachlicher Unterschied zwischen natürlichen Bienenbäumen (*djedziza* = Baum, den der Specht — *dzjezelz* — gehöhlt hat) und künstlichen (*schosna*) gemacht¹⁾, woraus geschlossen werden könnte, daß die gehauenen Beuten mit Spechthöhlen nichts zu tun hatten. Es würde sich also hier um eine Besonderheit der lithauischen Beutwirtschaft handeln, die an sich nicht unerklärlich wäre. Denn in den alten Überhälter-Kiefern dieses vogelreichen Waldlandes ist der Specht Stammgast, und so mag es wenige derselben geben, in denen sich nicht eine oder mehrere Höhlen befinden. Sie nach Möglichkeit zu nutzen mußte um so mehr anreizen, als man sich hierdurch einige Mühe ersparte. So fleißig wie jener russische Zeidler, von dem Schirach²⁾ berichtete, daß er an einem Tage wohl vier bis fünf neue Beuten lochen könne, ist man durchgehends nicht.

Das ursprüngliche Spechtloch liegt fast immer nach Süden. Es hat einen Durchmesser von 6–8 cm. Meist wird es mit weißer Birkenrinde derart ausgekleidet, daß unten eine Art Latz frei heraushängt, der weithin sichtbar ist und den Bienen als Anflugsbrettchen dienen soll. Soweit die weiße Birkenborke in Frage kommt, scheint dies ebenfalls eine spezifisch lithauische Gewohnheit zu sein. Die Eingeborenen meinen, daß es den Bienen so leichter werde, das Flugloch zu finden. An Stelle des weißen Rindenstückchens ist manchmal auch nur ein kurzer Pflock eingesetzt. Ferner ist häufig ein kleines Brettchen als Regendach über dem Flugloch angebracht, um den Eingang trocken zu halten. In anderen Fällen kommt eine aus vier Holzbrettchen bestehende kompliziertere An- und Abflugs-vorrichtung vor. Die Lage nach Süden ist für die Bienen die vorteilhafteste. An warmen Vorfrühlungstagen, wenn sie zuerst wieder ins Freie kommen, ist die Umgebung des Flugloches sogleich warm und sonnig.

Meist um etwa 90° vom Flugloch entfernt ist ein langer Spalt (Taf. 4 Abb. 16) eingehauen, der dem Beutner gestattet, mit der Hand in die innere Höhlung einzudringen, im besonderen also zu zeideln. Der Spalt ist im allgemeinen nach Osten gerichtet; selten befindet er sich an der Südseite. Da in Lithauen wie bei uns die westlichen Luftströmungen den Regen bringen, so liegt der Beuteneingang im Regenschatten, wie das ja in sämtlichen Waldbienengebieten so ziemlich die Regel war (vergl. Westpreußen).

Im Spalt steckt meistens ein scheitartiger Holzeinsatz, der ihn völlig verschließt; es kommt aber auch eine andere Einrichtung vor: am oberen wie am unteren Ende des Spaltes werden je zwei kleine Holzpflocke eingesetzt, darüber ein ausreichend langer Holzrahmen gespannt und unter diesen, den Spalt gegen kleinere Räuber verschließend, ein Bündel Reisig aus Kiefern- und Birkenästen geklemmt (Taf. 3 Abb. 10).

Ähnliches beschreibt Conwentz aus Westpreußen (vergl. Reisebericht Gr. Baalau), wo man mittelst Weidenruten befestigtes Buchengezweig, dessen trockene Blätter sich lange erhielten, verwandte. Anderswo, so in den Finckenstein'schen Wäldern, benutzte man Wacholderzweige (vergl. Bericht Fehlkamm).

¹⁾ Niederlausitzer Mitteilungen, Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, Bd. XIV, 1918, S. 59, Guben 1918.

²⁾ a. a. O. S. 47.

Das Anbringen von Reisern ist eine sehr alte Sitte. In C. Höflers bereits angeführtem Buche „Die Rechte Bienenkunst“, die hierin auf die 1568 erschienene Arbeit des Schlesiens Nic. Jakob zurückgeht, heißt es: „So nun die Beuten zugemacht ist, soll man von Birckenem Laube einen grünen Wiesch dafür (vor das Flugloch) machen, daß auch im Winter der Grünspecht, oder die Hohlkrah¹⁾, der Marder und andere ungezieffer, nicht schaden thun können.“ Gegen die Spechte befestigte man mitunter Dornenzweige oder Disteln vor dem Flugloch²⁾. Auch nagelte man wohl zur Winterszeit einen hochroten Tuchlappen, der zum Sommer fortgenommen wurde, daneben³⁾. (Beziehung zur Springwurzelsage.)

Eine Verwendung von grünen Reisern geschah aber auch noch aus anderem Grunde. Schirach-Vogel bilden auf dem Titelkupfer eine anscheinend gewipfelte, von Bienen umschwärmte Beutkiefer ab, die auf einer Lichtung, vom übrigen Nadelholz ansehnlich entfernt steht und in Höhe der Beute mit einem Reisiggürtel umwickelt ist. Diese Maßnahme sei notwendig, weil man durch lange Erfahrung wahrgenommen habe, daß die Bienen die neue Wohnung gern im Verborgenen sähen. „Daher umwindet der Zeidler seine heuer geschminkten (vergl. Brandenburg und Schlesien) oder vorm Jahre gesalbten Beuten mit jungen frischen Fichten oder Tannenzweigen, so daß nur das Flugloch zu sehen ist. Die zwey oder drey Bänder, mit denen sie am Baum angebunden sind, sind auch von grünen zähen Fichtenen jungen Reisern. So bald der Schwarm eingezogen, und eingewohnt ist, alsdann werden diese wieder abgeschnitten. Sind denn nun aber diese Fichtenen- oder Tannenreiser verdorrt, so ist das ein Kennzeichen, daß da eine leere Bienenbeute sei, die er auf die Art für allerhand Ungeziefer bewahrt hat. Indeß ist sie inwendig rein, und findet sich von ohngefähr da ein Schwarm ein, so ist er ihm gar sehr lieb.“ Über eine andere Art von Markierung unbeflogener Beuten vergl. Livland.

In seltenen Fällen finden sich im Bezirk von Berszty-Zubrowo zwei (Taf. 3 Abb. 10) oder gar drei Beuten in demselben Baume und dementsprechend die gleiche Anzahl von Fluglöchern. Die durchschnittliche Lage des unteren Beutschlitzes ist dann die gleiche wie bei den Einzelbeuten, nämlich 5—6 m über dem Boden, die oberen befinden sich je 2—3 m höher. Es kommen auf diese Weise beträchtliche Höhen (Taf. 7 Abb. 27) zustande und das Besteigen der dicken, astlosen Stämme stellt außerordentliche Anforderungen an die Kletterfähigkeit der jungen Männer. Mehr noch als beim Herrichten der Beuten und beim Zeideln ist diese beim Wipfeln der Kronen erforderlich. Nicht zuletzt aus diesem Grunde genießen die Bienenbäume großes Ansehen bei der Bevölkerung, ähnlich den „Maibäumen“ bei uns zu Lande.

Ist in einem zur Anlegung von Beuten sonst geeigneten Stamme keine Spechthöhle vorhanden, so haut man die Beute besonders ein, bevorzugt aber dabei nach Möglichkeit solche Stellen, die vom Baumschwamm befallen, daher weniger fest und leichter zu bearbeiten sind. Eine völlig gesunde Kiefer beansprucht natürlich erheblich mehr Arbeit, aber bei Bäumen dieses Alters sind allermeist Schäden vorhanden, die auf solche Weise die Anlage von Beuten begünstigen. Daß verhältnismäßig viele Spechthöhlen vorkommen, dürfte auf gleiche Rechnung gesetzt werden. Ob nicht überhaupt die Tätigkeit der Spechte, über die in so manchen Bienenbüchern⁴⁾ Klage geführt wird, auch mit dem reichlichen Befall

¹⁾ Schwarzspecht, nach seiner Größe Krahnspcecht = Krähnspcecht, Rabenspecht oder Hohlkrähe genannt.

²⁾ Krünitz, a. a. O. S. 27.

³⁾ Schirach, a. a. O. S. 90.

⁴⁾ So Schirach, a. a. O. S. 89.

mancher Bäume durch Borkenkäfer und andere Forstinsekten zusammenhing? Im übrigen darf aber der Baum nicht etwa schon kernfaul sein, wie das auch die sachverständigen Befürworter der Waldbienenzucht im 18. Jahrhundert betonten. „Ist er inwendig vor Alter gar faul, so taugt er auch nicht“, meint Schirach¹⁾; ebensowenig darf er zu kienig oder harzig sein. In Livland sollte er nicht zu festes, sondern teeriges Holz haben — eine allgemeine Regel scheint es also nicht gegeben zu haben.

Im Herbst wird das Bienenvolk in der Beute angeräuchert, nicht abgetötet, und der größte Teil der Honigwaben herausgenommen. Der Rest verbleibt dem Volke, das damit den Winter überdauert, um im nächsten Frühjahr die Arbeit des Eintragens von neuem zu beginnen.

Wie in Kurland und anscheinend in allen früher und heute noch russischen²⁾ Waldgebieten ist also der Herbst Zeidelzeit. Das Gleiche gilt auch für Westpreußen, während in anderen deutschen Waldbienenbezirken das Frühjahr bevorzugt wurde. „Vmb S. Gregorii (12. März) oder aequinoctium vernum, ist die rechte Zeidelzeit“ meinten Nic. Jakob und C. Höfler, 1568 und 1614, während Schirach, den März als zu früh ablehnend, die Zeit der ersten Baumblüte als die richtige ansprach.

Zum Ausräuchern der Bienen im Herbst benutzt man in Lithauen Kienspäne, die der Einfachheit halber gleich von der Beutkiefer unten abgeschnitten werden. Der Stamm ist dann einseitig geschunden, oft sehr tief, ja fast bis zur Stammeshälfte abgetragen und gleichzeitig von Feuer geschwärzt. Die Eingeborenen haben die alten Bäume seit Jahrzehnten immer wieder in dieser Weise benutzt und zwar anscheinend nicht nur zum genannten Zwecke, sondern auch, um zur Stubenbeleuchtung dienende Kienspäne zu gewinnen. Die Stechow'schen Aufnahmen lassen unter Zuhilfenahme der Lupe die Verletzungen der Kiefern zum Teil recht gut erkennen, so bei den Abbildungen 8, 11, 17, 22, 24, 26, 27. Das ganze Verfahren zeugt von ziemlicher Harmlosigkeit in forstlicher Hinsicht — bei slawischen und lithauischen Beutnern freilich nichts Ungewöhnliches.

Die Benutzung von Kienspänen zum Räuchern scheint auf Lithauen beschränkt zu sein. Die stammverwandten Letten in Kurland bedienten sich zum gleichen Zweck eines 2—3 Fuß langen Scheites oder Astes von Eschen- oder Ebereschenholz³⁾. An dem einen Ende ist ein Handgriff geschnitzt, während das andere, um besser anzubrennen, kreuzweise oder fünf- bis sechsmal eingespalten ist. Auf der Erde wird das Holz ausreichend angebrannt, sodann die Flamme ausgeschlagen. Mit dem glimmenden, rauchenden Holzstück begibt sich der Beutner nach oben, fährt damit in die Beute hinein und scheucht mit dem schwelenden Rauche die Bienen zur Seite. Modernere Beutner benutzten eine Blechkanne mit Kohlen und lenkten den der Kannenpfeife entströmenden Rauch auf die Stelle, von der man gerade die Bienen entfernen wollte. In Westpreußen entzündete man für gewöhnlich Äste aus Lindenholz (s. u.), um das Bienenvolk auszuräuchern, teilweise auch zu töten. Es scheint dies das einzige Vorkommen von Tötung zu sein, während sonst überall die Waldbeutner verstanden, ohne Tötung der Bienen den Honig zu zeideln⁴⁾.

¹⁾ a. a. O. S. 46.

²⁾ A. Pokorsky-Juravko, Kurze Übersicht über die Bienenzucht in Rußland, Leipzig 1841, S. 4.

³⁾ A. Bielenstein, a. a. O. S. 23.

⁴⁾ Wagner, a. a. O. S. 13.

Der Gebrauch von Räucherkrügen oder Rauchfäßchen bei der Honigentnahme ist alt. Jakob-Höfler¹⁾ empfehlen solche unter Verwendung eines Blasebalgs zum Anfachen der Glut. Grüwel²⁾ beschreibt einen ähnlichen, irdenen Rauchtopf mit langem Halse und seitlicher Öffnung, durch die man den Innenraum mit Heizmaterial beschickte. Auf die Glut kam das Rauchwerk zu liegen, das aus Wachsresten, trockenem Rindermist, Wermut, Kien-spänen und faulem Weiden- oder Lindenholz bestand. Dann blies man mit dem Munde oder einem Blasebalge Luft in die Seitenöffnung und trieb den stinkenden Rauch aus dem Halse heraus. Schirach gibt schließlich an³⁾, daß der Rauchtopf in der Lausitz nur selten noch benutzt werde, indem die rauchende Tabakspfeife⁴⁾ an seine Stelle getreten sei. Es spricht für den zähen Konservatismus der östlicheren Bevölkerung, daß die alten Räuchermethoden bis auf den heutigen Tag erhalten blieben, trotzdem die Imkerpfeife sicher angenehmer und bequemer war.

Wenn die Beutkiefer, weil abgestorben oder doch dem Absterben nahe, gefällt ist, schneidet der Lithauer das Mittelstück, in dem sich die Beute befindet, in Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m heraus und stellt die so erhaltene Klotzbeute vor dem Hause auf, um nunmehr darin eine Art von Gartenbienenzucht zu betreiben. Da jetzt der Beutverschluß nach vorn kommt, die Einflugöffnung aber aus naheliegenden Gründen sich ebenfalls vorn befinden muß, so wird das alte seitliche Flugloch verstopft und der Einflug geschieht nunmehr durch einen Schlitz oberhalb des eingesetzten Holzscheites.

Professor Stechow bemerkt dazu, daß ein halbes oder auch, je nach dem Reichtum des Besitzers, ein volles Dutzend solcher alten Beutkiefernabschnitte, vor dem Hause aufgestellt, den sehr einfachen Holzhütten ein ganz Eigentümliches Aussehen gebe, das an die Urzeit gemahne und manchmal fast an Grabplätze nordamerikanischer Indianer erinnere (Taf. 7 Abb. 28; Taf. 8 Abb. 29, 30, 32). Dieser Eindruck sei besonders stark, wenn die Klotzbeuten unter einer Anzahl von Waldbäumen in der Nachbarschaft der Siedlung ständen (Taf. 8 Abb. 31). Auf den Klotz wird auch hier noch ein großes Stück Birkenrinde und auf dieses ein schwerer Stein gelegt, jetzt natürlich nur zu dem Zwecke, das Eindringen von Regenwasser und die hierdurch bewirkte rasche Kernfäulnis zu verhindern.

In solcher Aufstellung dienen die Klotzbeuten viele Jahre, meist jahrzehntelang, ihrer Bestimmung. Werden sie endlich sehr morsch und drohen sie zusammenzustürzen, so legt man sie schräg um, damit sie noch lange als eine Art von Lagerbeuten ihren alten Zweck erfüllen können (vergl. Textabb. 2).

Auf das an früherer Stelle (S. 353) Erörterte zurückkommend, findet sich also in Lithauen in ganz ähnlicher Weise wie in den alten deutschen Zeideldistrikten die Folge Baumbeute—Klotzbeute, und beide Formen nebeneinander. Bestätigt wird diese auch historische Folge für Kurland durch A. Bielenstein⁵⁾. Er nennt die Klotzbeutenzucht an der Erde oder auf den Bäumen ausdrücklich die zweite Stufe in der Entwicklung der lettischen Bienenpflege, deren erste die Beutnerei in lebenden Waldbäumen war: „Als die Bienen mit ihrem Honig und Wachs im Werte mehr und mehr stiegen, als die Zahl der von Natur

¹⁾ a. a. O. S. 205.

²⁾ a. a. O. S. 139.

³⁾ a. a. O. S. 70.

⁴⁾ Ausbreitung des Tabakrauchens seit und mit dem Dreißigjährigen Kriege, vergl. Taf. 1 Abb. 1.

⁵⁾ a. a. O. S. 16.

hohlen Bäume zu klein und die Mühe, die Bäume in gewisser Höhe erst auszuhöhlen, zu groß erschien und als die Gutsherren ihren Forst den Imkern mehr und mehr verschlossen, mußte der Lette darauf verfallen, Klötze an der Erde in bequemer Lage zur Bienenwohnung einzurichten und dieselben an Bäumen emporzuziehen, in den Ästen zu befestigen, die Bienen Schwärme da zu fangen und von dort den süßen Ertrag seiner Zeit herabzuholen.“ Für die Richtigkeit dieser Auffassung spricht auch die bemerkenswerte Feststellung, daß in der großen Fülle lettischer, auf Bienen und Bienenzucht bezüglicher Volkslieder wenig oder garnicht die Namen für die Klotzbeute *awele* oder *aulis*, dagegen hauptsächlich oder ausschließlich die Ausdrücke *drawā* oder *dora*, die den von Bienen bewohnten, hohlen Baum oder den künstlich hergerichteten Bienenbaum bezeichnen, vorkommen. Das spricht für das höhere Alter sowohl der Volkslieder als auch der Waldbienenzucht. Über die Herstellung der kurischen Klotzbeute vergl. den Abschnitt Kurland, doch mag an dieser Stelle vorweggenommen werden, daß dort wie in Lithauen der Klotzbeute Birkenrinde aufgelegt wurde, um den Regen von der Oberseite abzuhalten. Daneben benutzte man zum gleichen Zweck auch Tannenrinde und in neuerer Zeit ein Brettchen.

Aus E. Stechows Aufzeichnungen ist nicht ersichtlich, ob neben der Gewinnung von fertigen Klotzbeuten aus den Beutkiefern nicht auch die Herstellung solcher aus unbearbeiteten Stammesstücken vorkommt; wenn auch vielleicht weniger im Bezirk von Berszty-Zubrowo, so doch bestimmt in anderen Teilen Lithauens. Das Fehlen würde sehr auffallend sein. Ein Hinweis, der diese Meinung bestätigt, findet sich in einem Aufsatz¹⁾ von 1884 „Die Ostpreussische Bienenzucht“, in dem auf lithauische Lagerbeuten aufmerksam gemacht wird: „... und sieht man heute noch in Lithauen Gärten mit derselben besetzt. Ein von Natur schon ziemlich hohler Baumstamm, etwa 5—6 Fuß lang, wird in der Mitte etwa 4 Fuß lang trogähnlich ausgemeißelt. Die vordere offene Seite enthält dann in der Mitte ein Querstück, um so zwei einzelne Türen einsetzen zu können, in welche die Fluglöcher kommen. Die Klotzbeute wird dann auf ein kleines Lattengerüst liegend aufgestellt, jedoch so, daß die eine Seite etwas höher zu stehen kommt.“ Man bedeckte sie mit einem Bretterdache, ähnlich einem Sargdeckel, „so daß eine solche Bienenlagd, die gewöhnlich auch von Hecken umwachsen ist, sehr an einen Kirchhof erinnert, sobald man die Hecke durchbrochen und die Bienenhäuser vor sich liegen sieht“ (Textabbildung 2, nach einer Kriegsphotographie gezeichnet, gibt diesen Eindruck, wie auch Aufstellung und Aussehen der Lagerbeuten gut wieder).

Das Anlehnen der Ständerbeuten an die Hauswand ist natürlich die bequemste Art der Aufstellung. Außer einer bescheidenen Unterlage ist nichts erforderlich. Die Sonnen- seite des Hauses bietet Schutz gegen Regen oder trockene Kälte bringende Winde und Sturm und läßt auch in der kälteren Jahreszeit eine gewisse Erwärmung der Beute zu. Die etwas schräge Stellung der schweren Klotzstöcke bewirkt schräge Bedachung und leichten Regenabfluß. Früher weit verbreitet, trifft man anderswo auch heute noch bisweilen dieselbe Aufstellung der Klotzbeuten oder ähnlicher Ständer, so in einigen Alpenländern, wie in Steiermark²⁾, dem Kanton Wallis u. a.

¹⁾ Im Katalog der „Ausstellung bienenwirtschaftlicher Gegenstände in Verbindung mit der 29. Wanderversammlung deutscher und österr.-ungar. Bienenwirte“, Königsberg 1884.

²⁾ Vergl. A. Semlitsch, Die Bienenzucht in Steiermark, Graz 1861.

Anhangsweise sei an dieser Stelle auf eine allerdings weit entfernte Gegend hingewiesen, aus der von einer der slawisch-lettischen ähnlichen Waldbienenwirtschaft berichtet wurde. M. Deffner erzählt in seinem, S. 346 angeführten Aufsatz, daß die Ofioten (bei Trapezunt am Schwarzen Meer) einmal in liegenden Klotzbeuten (Länge 1 m, Wandung 5 Zoll dick) Bienen züchten, außerdem aber Stöcke im Walde auf hohen Buchen anbringen, in deren glatten Stamm sie unterhalb der ersten Äste ringsum spitze Wacholderholzpflocke einschlagen, um den Honig gegen die Bären zu sichern. Sie ersteigen mit Hilfe eines Seiles den Baum und ziehen die Bienenstöcke nach. Gewonnen wird dort nur das Wachs, während der Honig, dem giftige Eigenschaften zugeschrieben werden (vgl. Anabasis), unbenutzt bleibt. Ich wage nicht, an dieses merkwürdige Vorkommen Schlußfolgerungen zu knüpfen.

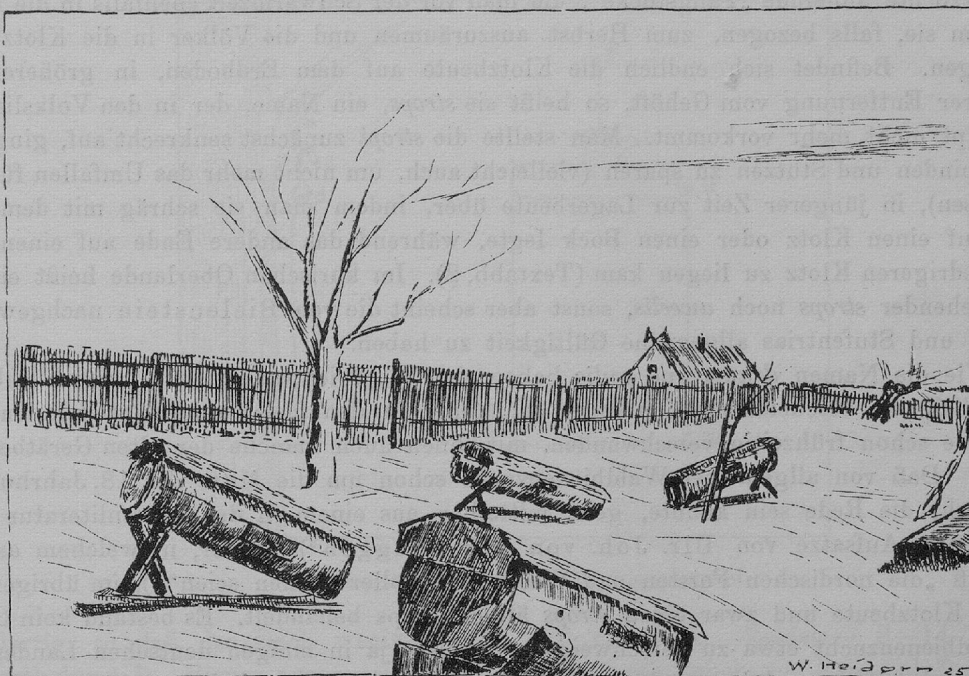


Abbildung 2. Lagerbeuten in Polen.

III. Kurland.

Wie in den Nachbargebieten wurde im Mittelalter auch in Kurland die Waldbienenzucht umfänglich betrieben. 1253 sicherte der Deutsche Ritterorden den kurischen Letten ausdrücklich ihr Erbrecht auf Land, Waldungen, Flüsse, Fischereien und Honigbäume zu. Dieser Volksstamm pflegte die Bienenzucht mit der gleichen Vorliebe wie die nahe verwandten Lithauer, was ganz besonders aus der großen Anzahl alter lettischer Volksliedchen hervorgeht, die sich auf Waldbienenzucht beziehen und derer bereits an früherer Stelle (S. 358) gedacht wurde. Wie um die lettische Volkskunde überhaupt, so hat sich auch um

die Kenntnis der dortigen früheren Bienenzucht der kulturell führende deutsche Bevölkerungsteil hohe Verdienste erworben und deutsch-evangelischen Pfarrern verdankt man es in erster Linie, wenn über die alte Waldbienenzucht Kurlands Näheres bekannt geworden ist.

Nach Dr. A. Bielenstein¹⁾ sind im Lettischen drei Bezeichnungen für alte Bienenwohnungen zu unterscheiden: *dräwa* oder *dora* (lithauisch *drawis*) ist die Baumbeute, d. h. die von Natur oder von Menschenhand geschaffene Höhlung im Bienenbaum²⁾. Die Volkslieder kennen fast ausschließlich dieses Wort, was einerseits für das hohe Alter der Lieder, andererseits dafür spricht, daß ursprünglich nur Waldbienenzucht betrieben wurde. Unter *aulis* oder *aweile* (lithauisch *awilys*) versteht man Klotzbeuten, die in den Ästen oder hoch am Stamme der Bäume mittelst gedrehter Weidenzweige befestigt wurden (vergl. S. 362). Mit dem gleichen Namen bezeichnet man auch leichte, aus Tannenrinde gefertigte, äußerlich der Klotzbeute ähnelnde „Fangstöcke“, die man vor der Schwarmzeit ebenfalls in die Bäume hing, um sie, falls bezogen, zum Herbst auszuräumen und die Völker in die Klotzbeuten zu bringen. Befindet sich endlich die Klotzbeute auf dem Erdboden, in größerer oder geringerer Entfernung vom Gehöft, so heißt sie *strops*, ein Name, der in den Volksliedchen überhaupt nicht mehr vorkommt. Man stellte die *stropi* zunächst senkrecht auf, ging aber, um Anbinden und Stützen zu sparen (vielleicht auch, um nicht mehr das Umfallen fürchten zu müssen), in jüngerer Zeit zur Lagerbeute über, indem man sie schräg mit dem einen Ende auf einen Klotz oder einen Bock legte, während das andere Ende auf einen Stein oder niedrigeren Klotz zu liegen kam (Textabb. 2). Im kurischen Oberlande heißt ein aufrecht stehender *strops* noch *aweelis*, sonst aber scheint die von Bielenstein nachgewiesene Namen- und Stufentrias allgemeine Gültigkeit zu haben.

Wie die Namen *drawa* und *aulis* haben sich Waldbienenzucht und Baumklotzbeuten nur örtlich, in bescheidenem Umfange, erhalten. In den meisten Landesteilen Kurlands sind beide schon frühzeitig verschwunden, mit ihnen auch manche der alten Gerätebezeichnungen. Daß von allgemeiner Waldbienenzucht schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr die Rede sein konnte, geht mittelbar aus einem in der Bienenliteratur öfters angeführten Aufsätze von Ulr. Joh. von der Brüggen³⁾ hervor, in welchem er zwar sagt, daß „die nordischen Forsten und Waldungen voller Bienen seien“⁴⁾, im übrigen aber nur die Klotzbeute und zwar einen *strops* älteren Typs behandelt. Es bestand kein Grund, die Waldbienenzucht etwa zu verschweigen, da diese ja in einigen deutschen Landesteilen damals noch blühte und kaum als rückständige Betriebsform angesehen worden wäre.

Nach v. d. Brüggen waren die Klotzbeuten damals 6—8 Fuß lang und wurden aus möglichst hohlen Stammabschnitten von Eiche, Erle, Kiefer oder Rottanne hergestellt. Der Angabe, ihr Umfang habe 3—4 Klafter betragen, darf man zweifelnd gegenüber stehen, denn diesem würde ein Durchmesser von 2—2½ m entsprechen. Derartige Monstra können im Einzelfalle zwar hergestellt sein, nicht aber als Muster dienen; sie wären ja noch wesentlich größer gewesen als die noch heute in der Niederlausitz zu findenden Riesen-

¹⁾ B. war Pfarrer in Doblen.

²⁾ Also gemeinsamer Name für Natur- und Baumbeute (vergl. S. 353).

³⁾ „Aufsatz eines zu Herzberg sich aufhaltenden Curländischen von Adel, die Bienenzucht in seinem Vaterlande betreffend“, in „Samml. einiger die Bienenzucht bes. i. d. Churf.-Braunsch.-Lüneburgischen Landen betreffenden Aufsätze u. Nachrichten“, herausgeg. von Albr. Gotthelf Kästner, Gotha u. Göttingen 1766.

⁴⁾ Aus dem Zusammenhange ist ersichtlich, daß der Satz sich auf naturhohle Bäume bezieht.

klotzbeuten (Taf. 9 Abb. 35). Die Endstücke, oben 1, unten $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, behielten Form und Rinde; in das Zwischenstück meißelte man, 1 Fuß breit, $1\frac{1}{2}$ Fuß tief, eine Höhlung, die man zylinderförmig auf höchstens 2 Fuß Durchmesser erweiterte. Die Wandung mußte mindestens $\frac{1}{2}$ Fuß stark bleiben. Decke und Boden nach hinten ansteigend, um Feuchtigkeit abzuleiten. Zwei 3—4 Zoll dicke Brettchen von 1 Fuß, 11 Zoll Länge als Verschuß. Je 1 Zoll oben und in der Mitte als Flugöffnung offen; außerdem einige weitere Fluglöcher, nach innen ansteigend, eingebohrt. Brettchen seitlich abgeschrägt, um Hineinrutschen zu verhindern; Befestigung durch seitlich eingeschlagene Holzstifte. Aufstellung auf Stein- oder Ziegelunterlage, am liebsten in fest umhegten Obstgärten; an Pfählen oder Bäumen befestigt. Auflage von Tannen- oder Erlenrindenstücken dach-

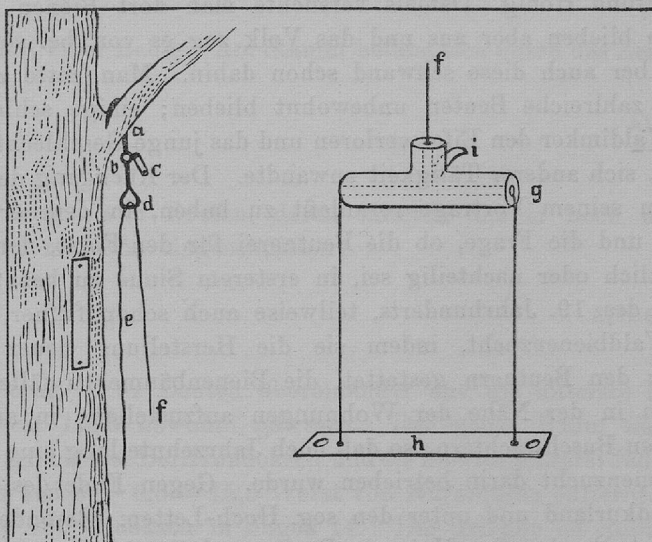


Abbildung 3. Kurländische Beutnerschaukel.

ziegelartig, so daß das Dach wenigstens $\frac{1}{2}$ Fuß vorsprang. Zeidelzeit 8—14 Tage vor St. Bartholomäi¹⁾. Bienen aus unterer Beutenhälfte durch Rauch von Erlenholz²⁾, „welches von allen den gelindesten Rauch gibt“, vertrieben und dort die Waben herausgeschnitten. Rest Wintervorrat, wurde im Frühjahr beseitigt. Ertrag in guten Jahren 50—60 Pfund Honig.

130 Jahre später beschreibt Fr. K. v. Beuningen³⁾ den *aulis*, die auf die Bäume zu ziehende Klotzbeute: Länge 5 Fuß; Durchmesser des Klotzes wenigstens 12 Zoll; lichte Weite der Höhlung 7—13 Zoll. Bedachung von Birken- oder Tannenrinde in derselben Weise wie bei den gekappten Bäumen, neuerdings auch durch ein Brettchen. Verschuß wieder durch zwei rechteckige, dicke, längliche Brettchen (*plaukti*), durch vorgesteckte Holzpflockchen festgehalten. Fluglöcher an der Seite der Brettchen. Davor ein brettartiger Holzklotz, der, oben angepflockt, gehoben oder beiseite gedreht wird, bevor man die Brettchen abnimmt.

¹⁾ Mitte August.

²⁾ vergl. jedoch S. 360.

³⁾ Pastor in Schlehk; Bielenstein a. a. O. S. 17.

Für den *strops* gibt Bielenstein an: etwa 4—4½ Fuß Länge, Dicke je nach Stärke des Stammes. Öffnung 3 Fuß lang, 6 Zoll breit; von dieser aus wird die Höhlung geschaffen. Verschluss durch die beiden Brettchen, doch fehlt der Holzklotz davor, den vielleicht der sichere Standort entbehrlich machte (er fehlt bei v. d. Brüggen wohl aus demselben Grunde).

Über die lettische Waldbienenzucht zu Beginn des 19. Jahrhunderts berichtete 1818 Joh. Georg Büttner, Pastor zu Schlehk in Kurland.¹⁾ Damals hatten die Bauern in Nordkurland von ihren Grundherren Erlaubnis zum Herstellen von Beuten in den Waldbäumen erhalten und solche nicht nur in Kiefern, sondern auch in Tannen, Erlen, Eichen, Espen, Linden u. s. w. angelegt. Für je 10 Beutbäume waren herkömmlich 20 Pfund Honig an den Grundherrn als Jahreszins zu entrichten. Das Gut Schlehk erhielt daher von 900 Bäumen 1800 Pfund Honig. Damals versuchte man dort Bienen in den Gärten zu züchten; die Erfolge blieben aber aus und das Volk zog es vor, bei seiner alten Betriebsweise zu bleiben. Aber auch diese schwand schon dahin. Man hatte zu viele Bäume gelocht, infolgedessen zahlreiche Beuten unbewohnt blieben; einige schlechte Jahre kamen hinzu, so daß die Waldimker den Eifer verloren und das junge Geschlecht, mit dieser Arbeit nicht mehr vertraut, sich anderer Tätigkeit zuwandte. Der Rückgang der Waldbienenzucht scheint Büttner zu seinem Vortrage veranlaßt zu haben, in dem er lebhaft für diese Betriebsform eintrat und die Frage, ob die Beuterei für den Forst, den Forstbesitzer und das ganze Land nützlich oder nachteilig sei, in ersterem Sinne zu beantworten suchte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, teilweise auch schon früher, unterdrückten die Forstbesitzer die Waldbienenzucht, indem sie die Herstellung neuer Beuten verboten. Vielfach wurde aber den Beutern gestattet, die Bienenbäume zu fällen und die herausgesägten Klotzbeuten in der Nähe der Wohnungen aufzustellen; in anderen Fällen verblieben die Bäume den Buschwächtern, so daß noch Jahrzehnte lang eine mehr oder weniger bescheidene Waldbienenzucht darin betrieben wurde. Gegen Ende des Jahrhunderts fand sie sich noch in Nordkurland und unter den sog. Hoch-Letten. Besonders zahlreich waren die Beutbäume in den Forsten der Majorate Popen und Dondangen, etwa 30 km von der Spitze der Kurischen Halbinsel entfernt und nahe der Küste der Rigaer Bucht. Es waren noch an 1000 Bäume, vorwiegend Kiefern, daneben Eichen und Linden, seltener Tannen. Auf dem erstgenannten Gut wurde zeitweilig über die Bäume Buch geführt, daher ein Rückgang von 643 im Jahre 1872 auf etwa 500 um 1900 aktenmäßig feststeht. Besetzt waren in den Jahren 1860:126, 1865 und 1870:94, 1875:114 Beuten. Leider wurden die Verzeichnisse später nicht weitergeführt.

Ein benachbartes Vorkommen von Wildbienenbäumen besuchte Conwentz im Jahre 1896. Er hielt damals auf dem Archäologischen Kongreß in Riga Umfrage nach solchen Bäumen und erfuhr durch Pastor Dr. A. Bielenstein sowohl von denen in Dondangen als auch in Nurmhusen, Kreis und Kirchspiel Talsen. Das fast 4 Quadratmeilen umfassende Fideikommißgut Nurmhusen gehörte dem Baron v. Fircks; es liegt etwa 6 Meilen nördlich Tuckum und 1½ Meilen östlich von Talsen. Conwentz beschreibt Gegend und Beutkiefern in seinem Reisebericht wie folgt:

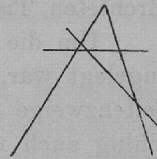
¹⁾ Vortrag in der kurländ. Ges. f. Litt. u. Kunst, II, 113 ff. Die Sitzungsberichte waren mir nicht zugänglich, da die Preuß. Staatsbücherei die ihrigen kürzlich einstampfen ließ. Citirt nach Bielenstein.

„Von Nurmhusen 9 Werst nach NO liegt die Buschwächterei Besdubben; im ganzen Beritt waren 14 Bienenbäume, wovon 1896 zwei befliegen Am Rande dieses Beritts, im Jagen 16, sind noch mehrere Beutkiefern vorhanden. Den Boden bildet größtenteils trockener Sand. Daher ist im Sommer die Feuersgefahr ziemlich groß, und Herr Baron v. Fircks erzählte mir, daß er auf einem erhöhten Punkt im Walde eine ständige Wache eingerichtet habe. Der Hauptbestand wird von 100—150 jährigen Kiefern gebildet; daneben treten vereinzelt Fichten, Eichen, Eschen u. a. auf.

1. Beutkiefer, deren Höhe auf 15 m und deren Umfang in 1 m Höhe auf 4 m geschätzt wurde. Der Baumwipfel war s. Zt. abgebrochen. Die Beute war in 4 m Stammhöhe angelegt und erreichte selbst 1 m Höhe; sie war 1894 bewohnt gewesen. Der Baum dürfte nahezu 300jährig gewesen sein; ein viel höheres Alter ist bei der Kiefer kaum beobachtet.

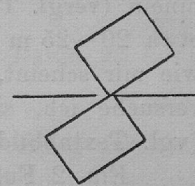
2. Beutkiefer mit einer Beute. Am Stamm befand sich unten das Zeichen: eingeschnitten.

Abb. 4.



3. Beutkiefer trug zwei Beuten, deren unterste 2,5 m hoch lag. Am Stamm war in 2 m Höhe eingeschnitten:

Abb. 5.



4. Beutkiefer trug drei Beuten übereinander und die unterste lag etwa 3 m hoch. Die oberste Beute war 1896 bewohnt gewesen. Der ganze Baum war etwa 20 m hoch.

An Besdubben grenzt der Beritt Jadeksch und die Buschwächterei Jadeksch liegt 6,5 Werst ONO von Besdubben und $9 + 6,5 = 15,5$ Werst von Nurmhusen entfernt. Ich bemerkte eine Beutkiefer am Wege von Jadeksch in Jagen 14. Das Gelände ist kupiert und trägt einen 150jährigen Kiefern- und Fichtenbestand; der Boden ist etwas frischer. Der Baum ist 14 m hoch und der Stamm mißt unten 3,5 m Umfang; der Baumwipfel war fortgebrochen. Derselbe trägt zwei Beuten übereinander, deren obere bewohnt ist. Sie hat ein neueres Schutzbrett ohne Belang, hingegen hat die untere Beute noch das alte Schutzbrett mit einem Zeichen. Während also im Beritt Besdubben die Zeichen am Stamme selbst sich befinden, sind sie hier — wie wohl auch in Deutschland — am äußeren Brett angebracht. Das innere Brett wird eingeklemmt, während das äußere durch einen eisernen Nagel befestigt ist.

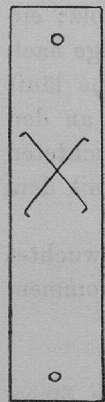


Abb. 6.

Es ist wohl möglich, daß man die Gipfel ehemals abgebrochen hat, um zu verhindern, daß der Baum durch den Wind stark bewegt werde, denn angesichts seines Alters und seiner Größe ragte er immer beträchtlich aus dem Bestande hervor. Nachsehen, ob in Westpreußen etwas Ähnliches zu beobachten ist. Im Nurmhusenschen Walde wird die Bienenwirtschaft nicht vom Eigentümer betrieben, vielmehr sind die Bäume verpachtet. Besonders Herr Pastor Bernerwitz in Nurmhusen beschäftigt sich damit und er teilte mir mit, daß ein Bewohner dort auch die alten dazu gehörigen Utensilien im Gebrauch habe.“

Diese letztere Angabe wird durch eine etwa gleichzeitige Mitteilung von Bernewitz an A. Bielenstein¹⁾ ergänzt, nach welcher seine Gemeinde früher Tausende von Bienenbäumen gehabt und er selbst damals noch 10 besessen habe.

In den Schriften von A. Bielenstein²⁾ und J. Klinge³⁾ wird einiges über die Technik mitgeteilt. Die Beuten waren etwa 3 Fuß hoch, 3—4 Zoll breit und bis 12 Zoll tief. Diese lange Öffnung verschloß man mit zwei stumpf-keilförmigen, länglichen Hölzern (*plaukti*), an deren Rändern kleine, als Fluglöcher dienende Löcher eingebohrt waren. Die Baumbeuten waren demnach genau so eingerichtet wie die *aulis* genannten Klotzbeuten. Auch der dort genannte brettartige Holzklotz (*walna*) ist stets vorhanden; etwa 2 Zoll länger als die Beute, schützt er sie vor Wind, Regen und kleineren Näschern, früher auch vor dem Bären⁴⁾. Sonstige Schutzvorrichtungen gegen diese früher so gefürchteten Tiere gab es aber im Gegensatz zu Livland (s. dort) hier nicht mehr.

Um die Bäume zu besteigen, bediente man sich, falls die Beute in geringerer Höhe angelegt war, in Anzen einer sehr einfachen Leiter. Man hieb einer jungen Fichte die Seitenzweige derart ab, daß rechts und links $\frac{1}{2}$ Fuß lange Sprossen stehen blieben. Man schlug auch wohl Holzstäbe als Sprossen in den Bienenbaum oder hieb horizontale Kerben hinein (vergl. Taf. 1 Abb. 2). War aber eine größere Höhe zu erklettern, so wurde ein etwa 20—25 m langes Seil benutzt, und zwar anders als in Livland. Da die Vorrichtung, wie mir scheint, früher auch in Deutschland ähnlich gebraucht wurde (Taf. 1 Abb. 1), so versuche ich, sie nach Bielensteins etwas umständlicher Beschreibung zu skizzieren (vgl. Textabbildung 3). Man könnte sie etwa „Beutnerschaukel“ nennen.

Ein 2 Fuß, 4 Zoll langer starker Eisenhaken (a) dessen eines Ende eine Öse (b) trägt, wird über einen kräftigen Ast oberhalb der Beute gelegt. Dies besorgt man mit Hilfe einer langen Stange, deren Spitze durch eine an der Öse angeschmiedete Tülle (c) gesteckt wird. An der Öse hängt die „Tritze“ (d), eine Art Seilring, der durch ein U-förmig gebogenes Holz seine Form erhält. Durch diese endlich läuft das erwähnte lange Seil (e), das mit dem Haken gleichzeitig in die Höhe gehoben wird. Das eine Ende desselben ist frei; an dem andern (f) hängt die Sitzvorrichtung, die aus zwei Teilen und einem Strick besteht. Der erste Teil, die *warna* (g) ist ein dreiarmliges kräftiges Stück Birkenholz; ein Arm ist nach oben, die beiden anderen sind seitwärts gerichtet; alle sind der Länge nach durchbohrt, so daß die Bohrungen sich in der Mitte treffen. Durch die Seitenarme läuft horizontal ein Strick, dessen Fortsetzungen sodann nach unten biegen und dort an den Enden eines Sitzbrettchens (h) befestigt sind. Durch die Bohrung des nach oben gerichteten Armes der *warna* ist das andere Ende des langen Seils gezogen und ganz fest mit dem durch die Seitenarme laufenden Strick verknüpft.

Der Beutner setzt sich auf das Brettchen, ergreift das freie Ende des Seils und wuchtet die Sitzvorrichtung, und damit sich selbst, in die Höhe. Ist er vor der Beute angekommen,

¹⁾ a. a. O. S. 6.

²⁾ Außer der angeführten Arbeit noch „Studien aus dem Gebiete der lettischen Archäologie, Ethnographie und Mythologie“, Riga 1896 (diese Abhandlung war mir nicht zugänglich).

³⁾ a. a. O. S. 18—20.

⁴⁾ „Da, wo die Waldbienenzucht gebräuchlich, wissen die Bienenwirthe wohl, welchen Unfug ihnen der Bär verursacht“, bei Fr. W. Willmann, Anleitung zur Bienenzucht für Liv-, Ehst- und Kurland, Mitau 1787.

so muß er, um die Hände frei zu machen, eine Schlinge des langen Seils an der *warna*, die zu diesem Zwecke an ihrem Oberteil, unweit der Kreuzungsstelle, einen starken, unbedingt zuverlässigen Holzhaken (i) trägt, befestigen. Die Kunst besteht nicht zuletzt darin, die Schlinge so anzulegen, daß sie sich zum Schlusse wieder ablösen läßt. Von der Festigkeit der Schlinge, des Holzhakens und Seilwerks kann das Leben des Mannes abhängen.

An dem Sitzbrett, das hierzu an beiden Enden um 4 Zoll verlängert ist und an jedem Ende ein Loch hat, wird das Zeidelgerät befestigt, um mit emporgezogen zu werden. Zu diesen gehören: Beil, Zeidelmesser, Rauchholz (s. S. 360), Gefäß für die entnommenen Waben und ein 50 cm langer, oben gegabelter Stock. Den letzteren braucht der Beutner, um den bei Seite gedrehten, *walna* genannten Holzklotz in solcher Lage festzuhalten. Die Gabel hält den Klotz ab, während das andere Ende des Stockes auf dem Stamm steht.

In der Bielenstein'schen Übertragung seien einige Beispiele lettischer Volkslieder hier wiedergegeben:

- | | |
|---|--|
| <p>1) Breite Bastschuhe zog ich an,
In den Hochwald ging ich, einen
Bienenbaum auszuhöhlen.
Es sagt der Bär lugend:
Siehe da, der Bienenbaumaushöhlen,
Werde Honig haben, werde Honig haben
Auf den kommenden Herbst.</p> | <p>6) Wo wirst du hingehen, Brüderchen,
Saubere die Füße zum Gange kleidend?
In den Wald, Schwesterchen, werde ich
gehen,
Den Bienenbaum einen Baum zu höhlen.</p> |
| <p>2) Ich höhlte die Kiefer, ich höhlte die Fichte,
Ich achtete nicht auf die Eiche;
Ich wählte der Mutter gute Tochter,
Ich achtete nicht auf die Schönheit.</p> | <p>7) Ei, Leuten, lachet nicht,
Daß meine Fußbekleidung zerrissen;
Geht, um im Hochwald zu beschauen
Den von mir gekerbten Bienenbaum.</p> |
| <p>3) Drei Kreise umschrieb das Bienenchen
Um meine Mütze;
Es sah mich, den schmucken Mann,
Den Meister schöner Bienenbäume.</p> | <p>8) Bitterlich weinten die Bienen
Über den alten Imker;
Der alte Imker hatte den Bienenbaum
Mit Kerben geziert²⁾.</p> |
| <p>4) Fliege, Bienenchen, wohin du fliegen magst;
Flieg in meinen Bienenbaum;
Mein Bienenbaum ist mit Eisen um-
schmiedet,
Mit silbernem Gürtel umgürtet¹⁾.</p> | <p>9) Um die Kiefer zu besteigen, flocht ich
lang den Strick,
Um die Mädchen zu besuchen, machte
ich mich wegefertig;
Im Walde stehen schlanke Kiefern,
Bei den Nachbarn schmucke Mädchen.</p> |
| <p>5) Mein Väterchen höhlte einen Bienenbaum.
Ich brachte ihm die Mahlzeit hin;
„Dein sei der Bienenbaum,
Daß du die Mahlzeit hergebracht“.</p> | <p>10) Das junge Bienenchen fragt mich:
Was machen die alten Imker?
Sie flechten den Kletterstrick, sie
kerben das Schutzbrett,³⁾
In der Sonne sitzend.</p> |

¹⁾ Vielleicht, wie auch bei Klotzbeuten vorkommend, ein Eisenreif, um Risse zu verhüten; der „Silberglanz“ eine poetische Übertreibung.

²⁾ Eine Variante ergänzt, daß der Beutner die Fluglöcher zu klein und die Innenwände der Beute zu splittrig gemacht habe.

³⁾ d. i. die *walna*.

hundert durchschnittlich eine halbe Last = 36 Lof Honig jedes Jahr vereinnahmte. Die Anzahl der Bäume blieb den Bauern überlassen, jedoch durfte die Ernte nur im Beisein der Honig- oder Landvögte genommen werden; Zuwiderhandlung wurde mit 15 Mk. Geldstrafe geahndet. Einzelne Bauern besaßen mehr als hundert, ja bis an 300 Bienenbäume. Mit zunehmender Landwirtschaft und demgemäß schwindendem Walde ging die Waldbienenwirtschaft zurück, um während der Schwedenherrschaft (1660—1710) vollständig aufzuhören.

Die Bedeutung der Waldbienenzucht in anderen Landesteilen Livlands lassen manche Berichte der Chronisten erkennen, so wenn Heinrich der Lette von dem infolge Plünderung von Bienenbäumen entstandenen „großen Streite“ zwischen den Rittern von Wenden und den Letten von Autine erzählt, in dessen Verfolg es zu schweren Kämpfen zwischen Deutschen, Liven und Letten kam, oder wenn Ketteler berichtet, daß livländische Bauern aus der Gegend von Neuhausen jährlich 200 Pfund Honig abzuliefern hatten, welche Abgabe dem Zaren Iwan dem Schrecklichen in späterer Zeit (16. Jahrh.) den Vorwand zu den ungeheuerlichsten Erpressungen des „Zinses des rechten Glaubens“ geben mußte¹⁾.

Von der Waldbienenwirtschaft Livlands ist heute kaum noch etwas vorhanden. Nach J. Klinges Ermittlungen waren um 1900 die letzten geringfügigen Überreste verschwunden. Um 1870 wurde sie noch in den Wäldern am Zusammenfluß von Pahle und Pedja bei Oberzahlen (nahe der estländischen Grenze), in den achtziger Jahren nur noch in Neuhausen im livländischen Oberlande in ganz geringem Umfange betrieben. Das letztere Vorkommen hatte Klinge durch oftmaligen Besuch um diese Zeit kennen gelernt, ihm aber erst dann Bedeutung beigelegt, nachdem Conwentz auf der Internationalen Gartenbauausstellung in St. Petersburg 1899 eine Sammlung von Abbildungen „bemerkenswerter Bäume“ (Koniferen Deutschlands, Rußlands und Schwedens), darunter auch zweier Beutkiefern, ausgestellt hatte. Nur zwei Bienenbäume waren um 1885 in Neuhausen noch in Betrieb. Man hatte sie einem alten Waldhüter, der als Bienenzüchter einen Namen hatte, zur Nutznießung auf Lebenszeit überlassen. Vor nicht allzu langer Zeit besaß er noch 40 Bienenbäume, deren reicher Ertrag den Grund zu gutem Wohlstande gelegt hatte. Mit seinem Tode mußte die Nutzung aufhören. Es war ein erfreulicher Zufall, daß Klinge den alten Beutner kennen lernte und sein Vertrauen gewann, infolgedessen er einen tieferen Einblick in die livländische Waldbienenzucht tun konnte. Andernfalls wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nie etwas darüber bekannt geworden. Er veröffentlichte seine Beobachtungen in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig 1901.

Zur Anlage von Waldbeuten wurden in Livland vorwiegend Kiefern (lettisch: *Tarropettaja* = Bienenkiefer) gewählt, deren Holz nicht allzupest („teerig“) war. In etwa 4—8, meist 7 m Höhe wurden sodann mit dem Beile je eine längliche, vierseitige Höhlung eingehauen und die schlitzartige Öffnung oben und unten mit zwei Brettchen vernagelt, zwischen denen eine Öffnung, groß genug, um mit der Hand durchkommen zu können, verblieb. Gelegentlich wurden zwei, sehr selten drei Beuten in ein und demselben Stamm hergerichtet. Die Anlage erfolgte auf der windabgewandten Stammhälfte, meist auf der warmen Südseite. Über der Öffnung, sowie zu beiden Seiten derselben schlug man starke, nach oben gebogene, spitze Eisenhaken ein, um die Beute vor Bären zu schützen. Auch

¹⁾ Näheres bei Klinge, a. a. O. S. 8—10.

in älteren Zeiten war dies in Livland üblich, wie dies eine Eintragung: „item 6 $\frac{1}{2}$ Mark vor Ysern in de honnichbome to slande“ im Rigaischen Landvogteibuche von 1458 beweist. Damals fand sich der Bär also noch im Stadtgebiete Rigas. Über den beiden Brettchen befestigte man durch Holzpflocke ein Langholz, das oben und unten ein wenig darüber hinausragte und etwas schmaler als die Beutenöffnung war. Die nunmehr rechts und links verbleibenden Öffnungen in der Mitte dienten den Bienen als Fluglöcher. Auf diese Weise war ein einigermaßen bärensicherer Verschluss herbeigeführt, den man durch Herausziehen des unteren Holzpflockes und Seitwärtsdrehung des Langholzes öffnen konnte. Zum Überfluß sicherte man die Beute gegen Bärenbesuch auch noch dadurch, daß man von der Krone aus eine schwere Keule (*Tölw*) an einem Strick bis genau zur Deckung des Langholzes herunterhängen ließ. Schlug der Bär die Keule beiseite, so kehrte sie mit peinlicher Hartnäckigkeit zurück, und je stärker die Tatzenhiebe, desto unsanfter waren die Pendelschläge (vergl. Taf. 3 bei Schirach).

Das Erklettern des Stammes geschah mit Hilfe eines ziemlich langen, an beiden Enden mit je einer Schlinge versehenen Tauens und bedeutete eine recht schwierige Arbeit, deren einzelne Griffe Klinge ausführlich beschreibt (a. a. O. S. 17). Unterhalb der Beute wurde durch eine eigens für diesen Zweck herausgezogene Schlinge ein kurzer Knüttel gesteckt, der dem Beutner als Sitz diente. Nach dem Herausschneiden der Waben wurde der Rückweg in derselben komplizierten Weise durchgeführt, oder der Mann ließ sich an einem zweiten Tau, das an der Sitzschlinge befestigt wurde, hinunter, um schließlich das Klettertau durch Auflösen von unten her herunterzuholen.

Jeder Bienenbaum trug die Hausmarke seines Nutznießers, so z. B. ein Zeichen in die Rinde eingehauen, das nach Bedarf erneuert wurde (Abb. 7). War die Beute unbeflogen, so schnitt man unter der Hausmarke ein liegendes Kreuz ein. Trotz dieser Besitzbezeichnung fehlte es aber nie an Dieben, deren Treiben die Gutsverwaltungen in der Neuzeit mit veranlaßte, die Waldbienenwirtschaft aufzugeben.

Mehrere (2—3) Beuten wurden nur in solchen Kiefern angelegt, die, im Bestande wachsend, nicht windgefährdet waren. Bei einzeln stehenden Bäumen (Überhältern) wurde der größte Teil der Krone gekappt, um die Windangriffsfläche zu verkleinern, und zum Schutze gegen das Eindringen von Feuchtigkeit und Entstehen von Fäulnis ein steinbeschwertes Brett auf die Wundstelle genagelt (vergl. S. 356).



Abb. 7.

Westpreussen.

In Alt- (Ost- und West-) Preußen besaß der Wald vor und während der Ordenszeit eine ungeheure Ausdehnung, der gegenüber die Kultur- und Siedlungsflächen ganz zurücktraten. O. Schlüters sorgfältige Karte¹⁾ läßt dies ausgezeichnet erkennen. Nur wenig wissen wir aus der Zeit vor der Christianisierung des Landes über die Honigerzeugung außer der Tatsache, daß beträchtliche Mengen gewonnen wurden, und für die Ordenszeit sind wir auf nicht gerade reichliche Angaben über Vorräte und Abgaben von Honig angewiesen. Diese erscheinen besonders in Übergabeprotokollen und Inventarien. Ein zuverlässiger Rückschluß auf Bienenzucht in lebenden Waldbäumen ist im allgemeinen nicht möglich, da neben dieser auch Klotzbeutenbetrieb stattfand.

¹⁾ O. Schlüter, Wald, Sumpf und Siedlungsland in Altpreußen vor der Ordenszeit, Halle 1921.

Alte Verzeichnisse der Komthurei Schwetz melden beispielsweise an Vorräten für 1377 20 Tonnen Honig, für 1407 4 Tonnen Meth, für 1415 $3\frac{1}{2}$ Tonnen Honig, für 1416 im Komthurkeller 6 Tonnen Meth und 6 Tonnen Honig sowie im Konventskeller 2 Tonnen Meth und 1 Tonne Honig, für 1432 1 Tonne Meth und 4 Tonnen Honig¹⁾.

Wertvoller sind die Angaben über Honiggewinn und Waldbienenzucht, die sich in den Thorner Waldamts- und Kämmereirechnungen von 1435/36 bis 1734 verstreut finden und die im Folgenden wiedergegeben²⁾ werden, weil sie als Beispiel von Interesse sind:

1446/47, also noch zur Ordenszeit, wird ein „Biener“ (= Beutner, Zeidler) Merten Birg namhaft gemacht. Damals besaß die Stadt nur wenig Wald. 1457 erhielt sie als Gnadengeschenk des polnischen Königs Kasimir die große Heide der Komthurei Birglau. In diesen vielleicht 10 000 Morgen großen Waldungen hatte schon der Orden eine ausgiebige Waldbienenzucht betrieben. Von hier ab erscheinen oftmals Einnahmen für verkauften Honig und Ausgaben, so an Lohn für den „Bienert“, für Verpflegung „do man den Honig abnam“, für das Einbringen desselben usw. Von 1483 an wird über einen Anteil der Kämmererei am Honigertrag gesprochen; die Beutner zahlten also einen gewissen Teil als Abgabe oder Pacht.

Eine ausführlichere Honigrechnung stellte 1490/91 Herr Hinrich Lytgen auf:

„Dem Biener zu 2 Scheffel Korn zu 16 scot.³⁾ = 32 scot.

Demselben 12 ℥ Smer zu 2 scot. = 24 „

Demselben zu Speise, dyweilen er den Honig
in der Heide ausnahm = 3 mrc.

Dem Bottner für 3 tonnen zum Honig zu 3 scot. = 9 scot.

macht Ungeld auf den Honig 4 mrc., 19 sc.

Des Honiges ist also gewest 4 tonnen, davon hat der Biner
das drütte, so 1 tonne und 2 maß, so weil gab ich em. So
habe verkauft 3 tonnen und bleibt beheldenisgeldes 17 mrc.

12 scot., so vor Honig ist gekommen.“

Mit Recht bemerkt der Bericht dazu, es sei augenscheinlich eine dürftige Ernte in jenem Jahre gewesen. Dagegen:

1502: 99 mrc., 6 sc. (Reineinnahme).

1510: 96 mrc. „

1519: für 8 tonnen brutto 84 mrc.

1522: für 14 tonnen verkauft 126 mrc.

1528: Einnahme für verk. Honig 192 mrc., 3 sc.

1530: desgleichen 114 mrc.

1539: empfang der Biener an Smer für 9 und 8 Groschen, vier Scheffel Korn zu 16 scot. und ihm gegeben für Fertigung von 20 Fichten- und 20 Eichenbeuthen 2 mrc., 20 schillinge.

1544/45: wurden 28 Tonnen Honig gewonnen, wovon man dem Biener das Drittel mit $9\frac{1}{3}$ Tonnen gab und 19 Tonnen „zu Rathause“ brachte.

¹⁾ R. Wagner, Kulturgeschichte des Schwetzer Kreises, Bd. 1, Teil 2, S. 173 ff., 1872.

²⁾ Nach Aktenauszügen, die Archivrat J. Tietzen-Thorn 1893 für Conwentz anfertigte. Aus dem Nachlaß.

³⁾ 1 Kulmische Mark = 4 Vierdung = 20 Skoter.

1555/56 : an Einnahmen für Honig nur 14 mrc.

1557 : verkauft 35 tonnen Honig nach Abfindung des Bieners mit 100 Rhlr.

1559 : nur 2 Tonnen Honig gewonnen.

1561 : Einnahme 533 mrc. für Honig, die marc zu 20 Schilling und 10 Denar.

1579 lieferte der Waldverwalter Samuel Goldener dem Rate aus der Heide 16 to Honig und $1\frac{1}{2}$ to Wachs in natura, im darauf folgenden Jahre 16 to Honig und 44 H Wachs.

Von 1590 ist ein Aktenauszug¹⁾ (die eigentliche Akte ist verbrannt) erhalten, in dem es unterm 14. Mai heißt: „Biener. Was derselben Erntt und dagegenst Besoldung sein soll.“

In diesem Auszuge werden drei Waldgebiete nach ihren Grenzen genau umschrieben, nämlich 1) der Thorn'sche, 2) der Birglau'sche, 3) der Pansauer Wald. „Ein jeder Biener hat seine Beuten mit seinem besonderen Zeichen zu zeichnen,

des Thorn'schen mit , des Birglau'schen mit , des Pansau'schen mit .

Der den Bienenbäumen beigemessene Wert erhellt auch aus einer Stelle in der „Willkühr der Stadt“ von 1523²⁾, die hundert Jahre später in der revidierten Willkür wortgetreu wiederholt wird:

„Neben diesem, weil bei Huttung des Viehes durch die Feuerungen so von den Hirtten geschicht durch Verwahrlosung und Unachtsamkeit in der Stadt-Heyden großer Schaden geschicht, indem nicht allein Viel gutes Holz, junge und alt, sondern auch die Beuthen verderbet werden undt unnützlichen Ümbkommen, Als soll hinförder kein solch Feuer in der Stadt-Heyden und Wäldern zwischen Ostern und Michaelis gehalten werden, wer dawider thut, soll von E. E. Rathe ernstlich gestraffet werden“.

Im 17. Jahrhundert, in dem die Waldbienenzucht in ganz Altpreußen den Höhepunkt erreicht, hält sie auch in Thorn anscheinend unvermindert an. 1712/13 beträgt der Lohn des Beuthners Bartnik 52 fl.³⁾, 12 gr. 1755 wird in einer „Handfeste“ für die Ortschaften Alt-Thorn und Ganske festgestellt, daß der Wald gänzlich ruiniert sei, hernach findet sich im Artikel 19 die nicht uninteressante Bestimmung: „Da auch mit dem Walde das Bienenwerk, welches E. E. Rathe und der Kämmererei allein zugehöret, gänzlich eingegangen, als wird den Untersaßen nunmehr vor diese Zeit (1755—1785) allein erlaubt, zu ihrem Behufe und Nutzung Bienen zu halten, doch werden sie schuldig sein, Honig und Wachs keinem Fremden, sondern einzig und allein hier in der Stadt zu verkaufen. Dagegen werden dieselben, weilen die Bieber zeithero vielfältigen Schaden an denen Tämmen⁴⁾ und Weiden gethan, so viel möglich solche wegzuschaffen suchen“.

Der Ruin des Waldes, von dem vorstehend die Rede ist, geht auf die Zerstörung der Stadt und ihrer Umgebung im Jahre 1703 zurück, später wurden die Waldungen während der Franzosenzeit 1807—1812 abermals so mitgenommen, daß die Stadt auf Wiederaufforstung der Forstreviere Rentschkau und Richnau verzichten mußte. 1815 waren

¹⁾ Ex actis consularibus memoranda [II 2], 1548—1649.

²⁾ Unter der Abschnittsüberschrift: „Von Freyheit der Heyden und Holzführ.“

³⁾ Gulden.

⁴⁾ Dämmen.

die Stadtforsten fast gänzlich baumlos und enthielten kaum älteres Holz. Thorn lag eben an der großen Heerstraße und war von großer strategischer Bedeutung.

Besser daran waren entlegene, walddreiche Gebiete, die von den Heerzügen weniger berührt wurden, so vor allem die Tucheler Heide und ihre nächsten Nachbargebiete¹⁾.

Über den Umfang der bedeutenden Waldbienenzucht in der Schlochau Gegend berichtet ein noch im Original erhaltenes Starostei-Inventar vom Jahre 1748²⁾, das auf Befehl des Schlochau Starosten, Fürsten Michael Casimir Radziwill, durch den Nowogroder Mundschenk, Oberstleutnant Johann Jablonski und den Generaladjutanten Johann Larzak aufgenommen wurde. Es bestanden damals im Starosteibezirk Schlochau 10 Beutnereien:

1. die deutsche Beutnerie mit 17 Stand, davon jährlich 306 Gulden Zins an das Schloß Schlochau abzuführen waren; zugehörig die Einwohner von Pflastermühle, Stegers, Eickfier, Boelzig, Penkuhl,
2. die Pollnitzer Beutnerie mit 11½ Stand und 207 Gulden Zins,
3. die Sampohler Beutnerie mit 12 Ständen und 216 Gulden,
4. die Landecker Beutnerie mit 8 Ständen und 144 Gulden,
5. die Prondzonna Beutnerie mit 9½ Ständen, 171 Gulden,
6. die Sichtser Beutnerie mit 9½ Ständen, 171 Gulden,
7. die Kiedrauer Beutnerie mit 7½ Ständen, 135 Gulden,
8. die Lottiner Beutnerie mit 9½ Ständen, 171 Gulden,
9. die Dombrowaer Beutnerie mit 9 Gulden,
10. die Christfeldener Beutnerie mit unbestimmtem Ertrag.

Aus der Bezeichnung „Stand“ könnte man folgern, daß die Bienenzucht vorwiegend in zu Ständen vereinigten Klotzbeuten betrieben wurde und daß zu jedem Stande eine ganz bestimmte Anzahl solcher Bienenwohnungen gehörte (?).

Aus dem Jahre 1737 wird berichtet, daß die Beutnereien durch Devastierung erheblichen Schaden erlitten hätten, daher den Beutnern Unterstützungen durch Zuweisung von Land für Beutnerzwecke zuteil wurden. Die deutschen Beutner erhielten 79 Morgen, in die sich mehr als 15 Besitzer teilten.

In der dem Inventar angefügten Sporteltaxe wird die Beutnergerichtsbarkeit ausdrücklich erwähnt. Über diese sind wir durch ein von A. Treichel veröffentlichtes Manuskript³⁾ unterrichtet. Dasselbe ist überschrieben: „Acta oder Bütner Gerechtigkeiten des Pollonichschen Bütnergerichts Ihr: Erlauchte gnaden Herrn Ioanis Petri Tucholka Dantziger Kastellans Jurisdiktion, welches laut unten folgenden Articularis und Punktis bei jährlich gesetzten gerichteten Tagen und in an wessen heit Eines von Meinen Dienern zu der Zeit der gemelten Bütner Aufsehern gehalten Anno Domini 1689“. Es handelt sich dabei um eine unbeglaubigte Abschrift, die nach § 6 auf ein älteres Schriftstück von 1614 zurückzuführen ist, das seinerseits noch wesentlich ältere, aus der Ordenszeit kommende Rechtsbegriffe umschloß.

¹⁾ Die Tucheler Heide selbst umfaßte außer dem Kreise Tuchel größere Anteile der Kreise Schwetz, Preuß. Stargard, Berent und Konitz.

²⁾ Mitteilung des Herrn Kosciński-Schlochau vom 5. 10. 99 an Conwentz (aus dem Nachlaß).

³⁾ A. Treichel, Das Beutnerrecht von Gemel, Kreis Schlochau, Zeitschrift d. Histor. Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder, Heft 23, 1888.

⁴⁾ Ders., Nachtrag zum Beutnerrecht, ebenda, Heft 31, 1893.

In § 13 heißt es beispielsweise:

„Welcher sein Zeichen auff eine andere schon auß gezeichnete Fichte gezeichnet hatte oder eine fremde auß gezeichnete Fichte zu seinem Nutzen gebräuchen wollte, der selbe giebt dem Herrn zehn gülden und der Brüder schafft Eine tone Bier“.

Das Abbrennen von mit Waldanflug bedeckten Flächen, wohl auch älterer Heidekrautbestände war nach § 9 den Beutnern nur vor dem St. Albertitage (24. April) erlaubt; die Maßnahme diente der Herstellung junger, freier Heideflächen¹⁾.

Neben der Fichte werden Eiche und Linde als Beutbäume erwähnt; auch vom Steigstrick ist die Rede. Unter Fichte haben wir natürlich die Kiefer zu verstehen.

§ 17 verdient der grausamen Strafandrohung wegen allgemeines Interesse:

„Welcher Fremde Bienen aufnehmen möchte, derselbe soll dem Hencker ohne alle Barmhertzigkeit in die Hände gegeben werden, welcher dan dem ver Brecher das einge Weide durch Lösung des Nabels, Ihn ümb die Fichte her Rumb Führend, aus drehen Soll“.

Treichel berichtet, daß diese Strafe im Kreise Berent noch in der mündlichen Volksüberlieferung lebendig geblieben sei. Derselbe Autor gibt aus verschiedenen Quellen eine ganze Reihe von Belegen über die Existenz von Beutnern im 17. und 18. Jahrhundert in verschiedenen Teilen Westpreußens.

Ganz ähnlich dem Beutnergesetze von Gemel ist das der Starostei Schwetz vom 19. Juni 1688, das „aus denen Beutner Büchern der Tuchelschen Starostei extrahiert“ war. Es ist in des Oberforstmeister Jul. v. Pannewitz Schrift²⁾ „Das Forstwesen von Westpreußen in statistischer, geschichtlicher und administrativer Hinsicht dargestellt“ abgedruckt.

Hier lautet Artikel 17:

„Wer seine oder fremde Bienen ausreißet, soll dem Scharfrichter übergeben werden, welcher in um den Baum herum, alwo er die Bienen ausgerissen, die Eingeweide ausziehen und demnächst auf demselben Baum aufhängen.“

Als Quelle wird auch hier (Art. 6) ein altes Kreuzherrengesetz angegeben, das „durch den Herren Willitzinski im Jahre 1614 erneuert und vollständig beschrieben worden“ sei.

Als Westpreußen 1772 an Preußen kam, stand die Waldbienenzucht dort in verschiedenen Landesteilen, besonders aber in der Tucheler Heide noch in voller Blüte. Bei Übernahme des Forstamtes Schwetz durch den Oberforstmeister Baron v. Seydlitz am 11.—14. Nov. 1772 wurden acht Heiden aufgezählt, die später ebensoviele Oberförstereien bildeten. Sie enthielten Kiefern von durchweg geringem Wert; „das mehrste davon ist Mittelbauholz, welches durch Beuten verdorben ist. Der junge Anflug ist zu $\frac{2}{3}$ durch Feuer vernichtet“.

Dem genannten Buche von v. Pannewitz verdanken wir eine Reihe von Angaben über die damals ihrem Ende entgegengehende westpreußische Waldbienenzucht. Nach amtlicher Aufnahme gab es 1785 allein im Forstberitt Schlochau noch 821 beflogene, 3060 unbeflogene Beutkiefern; 1802 zählte man im Forstberitt Schwetz noch 2520 unbeflogene Bienenbäume. v. Pannewitz schätzte den Bestand um 1772 auf mindestens 20000. Damals (1773) betrug für den Hauptteil des Beritts Schlochau die Einnahme aus Holzverkauf 14 Tlr., 25 Sgr., aus Heidemiete 509 Tlr.; die Pacht der Beutner dagegen

¹⁾ Vergl. auch R. Schütte, Die Tuchler Heide, 1889, und J. Mühlradt, Die Tuchler Heide in Wort und Bild, Danzig 1908.

²⁾ Berlin 1829.

stellte sich auf 507 Tlr., brachte also fast ebensoviel wie die Holznutzung. Für 9 Beuten wurde z. B. bei Osche 1 Tlr. Pacht gezahlt; in anderen Fällen erfolgte Naturalabgabe an die Herrschaft. Einzelne Geistliche besaßen als Emolument die Nutzung von 20—40 Bienenbäumen. Wurden solche durch Stürme vernichtet — z. B. 1801 im Beritt Schwetz 275 — so erhielten die Beutner eine Entschädigung, die häufig in pachtweiser Überlassung von Ackerland („Beuten-Ländereien“) bestand.

Über die Anlage der Beuten gibt v. Pannewitz an, daß diese 4—5 Fuß lang, 1—1½ Fuß breit und tief waren, während vorn die Öffnung etwa 8 Zoll Breite besaß. Den Verschuß bildete eine breite flache Holzklobe, die mit Weidenruten befestigt war und in der das Flugloch saß.

An der Spitze der Beutnerzünfte oder -brüderschaften stand jeweils ein Beutner-Starost mit in der Regel vier Gerichtsverwandten. Diese bildeten das jährlich abgehaltene Beutner-Recht oder -Gericht, das die Zuwiderhandlungen gegen die alten Gesetze zu ahnden hatte. So wurde jeder Beutner, der die Mindestzahl der jährlich neuanzulegenden Beuten (6 Stück) nicht nachweisen konnte, für seine Saumseligkeit gestraft.

Den preußischen Forstbeamten, denen die Aufgabe zufiel, in den völlig verwahrlosten Waldungen eine geordnete Forstwirtschaft herzustellen, war die Waldbienenzucht, die sie in den Übergangsjahren dulden mußten, selbstverständlich ein Dorn im Auge. Schon zu polnischer Zeit spielten besonders die Waldbrände eine Rolle, von der man sich heutzutage schlechterdings keine Vorstellung machen kann. Als Hauptbrandstifter galten die Beutner, die ja nach § 9 ihrer Ordnungen vor Ende April im Walde brennen durften, um freie Heideflächen zu schaffen. Oft ließen sie dabei die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln außer acht, oder sie brannten mitten im trockenen Sommer die Bestände ab. Die Beutbäume wurden dabei mit einem Graben umgeben, der das Feuer abhielt. Beim Zeideln wurde ein Feuer angelegt, um die Räucherhölzer anzubrennen, hernach oft aber nicht oder unzureichend abgelöscht. Andere Gründe, die mit der Beutnerie nicht im Zusammenhange standen, kamen dazu; so wurden Dickungen, die Schwarzwild oder Wölfen als Schlupfwinkel dienten, abgebrannt, an den Seeufern betrieb man Fisch- und Krebsfang mit Holzfeuern, wie sie auch die Hirten gerne entfachten, u. a. m.

Nach 1772 verschlimmerten sich die Verhältnisse zunächst noch beträchtlich. Sabotage fanatisierter Kreise der polnischen Bevölkerung gegenüber dem Herrschaftswechsel und Unwillen gegen die strengen Forstbeamten äußerten sich in zahlreichen Brandstiftungen; Rekruten, die dem Stellungsbefehl nicht folgen wollten, hielten sich in den endlosen Wäldern verborgen und verursachten durch ihre Feuer oftmals Brände. Da eine Oberförsterei 100—300 000, eine Unterförsterei 30—50 000 Morgen umfaßte, so brannten mitunter Hunderte von Morgen ab, bevor etwas davon bemerkt wurde. Nach einer Statistik, die v. Pannewitz gibt, wurden in den 20 Jahren von 1794—1814 nicht weniger als 240 000 Morgen, d. h. im Jahresdurchschnitt 12 000 Morgen allein in den Staatswaldungen eine Beute des Feuers. In dem einzigen Jahr 1807 (Feldzug!) brannten 78 873 Morgen nieder, und noch von 1816—1823 gingen über 36 000 Morgen auf solche Weise verloren.

Man kann es daher nur als vollkommen gerechtfertigt bezeichnen, wenn die Preußische Forstverwaltung die Beutnerie rücksichtslos einschränkte und schließlich gänzlich unterdrückte. Die vorher für die Beritte Schlochau und Schwetz angeführten Zahlen der außer Betrieb gesetzten Beutkiefern weisen deutlich auf dieses Bemühen hin. Das gänzliche Verbot

erfolgte schließlich durch § 20 der „Forst- und Jagdordnung für Westpreußen und den Netzedistrikt vom 8. Oktober 1805“:

„Die Waldbeuten werden durchaus verbotnen, weil das Reinigen der Beuten und das Brechen des Honigs mit Kohlenfeuer zu den meisten Waldbränden Veranlassung giebt, und durch die Beuten eine Menge der nutzbarsten Bäume verlohren geht. Jeder Waldeigenthümer muß daher auch darauf Bedacht nehmen, die noch vorhandenen Waldbeuten sobald als möglich und spätestens binnen zwey Jahren aus dem Walde zu schaffen. Für jede von jetzt an neu angelegte Waldbeute, sowie für jede Waldbeute, die nach zwey Jahren noch in den Wäldern angetroffen wird, erlegt der Eigenthümer des Waldes 1 Reichsthaler Strafe. Ist die Anlegung von Waldbeuten ohne Willen und Wissen der Eigenthümer geschehen, so wird der Kontravenient als gewöhnlicher Holzdieb bestraft, und bey der Bestimmung der Strafe der Werth des Baumes, in welchem die Beute eingeschnitten worden, zum Grunde gelegt.“

Bei der Regierung in Marienwerder wurden besondere Akten über die Bienenbäume und ihre Beseitigung, geordnet nach den staatlichen Forstberitten, von 1785 an geführt. Die letzte schließt mit 1820 ab. Es geht daraus hervor, daß einmal die Tucheler Heide das Hauptgebiet der Waldbienenzucht war, zum andern, daß spätestens mit 1820 die Bienenbäume verschwunden waren. Leider sind die Akten eingestampft worden, so daß nur ein damals gefertigtes Verzeichnis davon Nachricht gibt.

Es ist reiner Zufall, daß in den Staatsforsten Westpreußens zwei Beutkiefern bis in die Gegenwart erhalten blieben. Eine dritte fand sich noch an der Grenze der Heide, in der Pommern benachbarten Oberförsterei Eisenbrück. Einige weitere Vorkommnisse gehören den östlichen Teilen der Provinz an und sind Privatbesitz. Die Existenz aller dieser Reste war so verborgen, daß sie selbst den besten Kennern der Bienenzucht im Reiche völlig entging. Es blieb dem Zeitalter der Naturdenkmalpflege und deren Schöpfer H. Conwentz vorbehalten, die letzten Bienenbäume Deutschlands zu entdecken. Im Folgenden seien einige seiner Berichte darüber wiedergegeben. Er schrieb am 14. Juni 1892:

„Im Revier Osche¹⁾, Schutzbezirk Eichwald, Jagen 319, in der nordwestlichsten Ecke am Schwarzwasser steht eine etwa 30 m hohe Kiefer, die in 0,00 m Höhe 4,02 m, in 1,00 m Höhe 3,68 m Umfang mißt; ihr Alter kann auf 250 Jahre geschätzt werden. Der Stamm dieser Kiefer enthält nach Angabe des Herrn Förster Erler 13 Festmeter Holz.

Diese Kiefer muß zur polnischen Zeit als Bienenbeute benützt worden sein, denn es ist noch an der Südostseite in 4 m Höhe eine ausgearbeitete Öffnung von etwa 0,60 m Höhe und etwa 0,15 m Breite, sowie an der Südseite ein altes rundes Flugloch zu erkennen; die erstgenannte Öffnung dürfte sr. Zt. durch ein davorgesetztes Brett geschlossen gewesen sein.

Nachträglich ist an derselben (SO) Seite der Stamm in 0,5 m Höhe angehauen, um nachzusehen, ob er gesund ist; er erwies sich aber innerlich als etwas angefault.

Über das Beutnerwesen in der Tucheler Heide hat Pannewitz etwa im Jahre 1816 eine Abhandlung im Forstarchiv veröffentlicht; ferner ist hierüber in R. Schütte's Beschreibung der Heide Näheres nachzulesen.

Ich besichtigte die gedachte Kiefer am 14. Juni 1892 unter Führung der Herren Förster Erler und Forstaufseher Buchholz.“

¹⁾ Später Rehberg; im Forstbotan. Merkbuch, S. 52, Abb. 14 unter diesem Forstrevier, Jagen 68, beschrieben; s. auch „Globus“, Bd. 77, Nr. 9 vom 10. 3. 1900, S. 152, mit Abb.

Die Entdeckung der ersten Beutkiefer erschien Conwentz so belangreich, daß er seinen bewährten Mitarbeiter, den Gymnasiallehrer Rehberg, Marienwerder, nach Osche entsandte, der eine genaue Aufnahme durchführte und einen vom 1. 10. 92 datierten ausführlichen Bericht darüber verfaßte (Nachlaß). Im gleichen Jahre wurde die zweite Kiefer entdeckt, über die Conwentz am 2. 9. 1892 kurz meldet:

„Im Revier Woziwoda¹⁾, Belauf Bialla, steht gleichfalls ein Beutnerbaum, *Pinus silvestris* L., von 200—250 Jahren, den ich unter Führung des Herrn Forstmeisters Schütte am 30. August ds. J. in Augenschein nahm.“

Die beiden Bienenbäume der Tucheler Heide waren die ersten, die Conwentz entdeckte. Er schrieb am 8. August 1893: „Bisher habe ich solche alte Überhälter mit künstlich angelegten Beuten nur in den Revieren Osche und Woziwoda gesehen.“ Ein halbes Jahr später erfuhr er von einem dritten Baume, den er bei nächster Gelegenheit aufsuchte. Sein Reisebericht ist auch darum von Interesse, weil er darin angibt, auf welche Weise er auf die Beutnerbäume aufmerksam geworden:

„Nach den bei der Regierung in Marienwerder vorhandenen Forstacten betrug im Jahre 1773 in dem Schlochau Beritt der Holzertrag 14 Thaler 25 Silbergroschen, hingegen die Abgabe für die Benützung der Bäume zur Honiggewinnung 507 Thaler. Weil demnach in jener Gegend viele Bienenbäume bestanden haben müssen, war zu vermuten, daß sich einzelne davon bis auf die Gegenwart erhalten haben könnten. Deshalb regte ich wiederholt die Reviervorwalter im Schlochau Kreise an, auf alte Beutkiefern zu fahnden. Es stellte sich auch heraus, daß im Revier Lindenberg, Belauf Pollnitz, bis vor kurzem ein Bienenbaum existiert hat, jetzt aber verschwunden ist.

Als ich in diesem Frühjahr in Petersburg weilte, erhielt ich von Herrn Oberförster Achterberg in Eisenbrück²⁾ die Nachricht, daß endlich eine lebende Beutkiefer aufgefunden sei. Bei einer Reise in den Kreis Schlochau kam ich am 6. ds. Ms. nach Eisenbrück, um u. a. jenen Baum zu besichtigen.

Derselbe steht im Schutzbezirk Eisenbrück, Jagd 110, am Rande eines Bruches, welches gleichzeitig die Reviergrenze bildet. Es herrscht dort urwüchsiger Kiefernbestand, in welchem vereinzelt Eiche, Birke und am Bruchrande auch Schwarzerle vorkommen. Die Maße des Baumes sind: Umfang in 1 m Höhe 2,78 m, Höhe 27,5 m.

Die Beute ist etwa 60 cm hoch und liegt 5 m über dem Erdboden; das Flugloch an der Seite ist überwallt. Der Stamm ist früher zur Kienngewinnung angeschlagen.

Nach Aussage der Leute ist vor einigen Jahren ein zweiter Bienenbaum in der Nähe abgetrieben.“

Hervorgehoben sei, daß die drei forstfiskalischen Beutkiefern nebst einer vierten 1899 erst in der Gutsforst Bankau, Kreis Schwetz (22 km nordnordöstlich der Kreisstadt), entdeckten, die einzigen westlich der Weichsel gelegenen sind.

Angeregt durch diese Feststellungen wandte sich Conwentz nunmehr mit dem zu Anfang (S. 345) erwähnten Rundschreiben an die Imkervereine der Provinz, und jetzt war ihm ein voller Erfolg beschieden. In rascher Folge wurden ihm zahlreiche Bienenbäume

¹⁾ Unweit Gr. Schliewitz, nordwestlich von Osche; die Oberförsterei Woziwoda wurde bei späterer Neueinteilung zu Rittel und Junkerhof geschlagen, zu welchem letzterem Revier der bei Mühlradt, a. a. O. S. 52, abgebildete Baum gehört. Forstbot. Merkbuch S. 57.

²⁾ etwa 30 km nördlich von Schlochau. Forstbotan. Merkbuch S. 60.

in Privatforsten bekannt; sie verteilen sich auf die Kreise Stuhm, Marienwerder, Rosenberg, Strasburg und Schwetz. Conwentz berichtet hierzu:

Gräfl. Rittbergsches Gut Gr. Baalau¹⁾, Kr. Stuhm.

„Im südöstlichen Winkel des Kreises Stuhm, zwischen Gr. Baalau und Linken, liegt ein etwa 120 ha großer Wald, welcher den Belauf Borek der Herrschaft Baalau ausmacht. Das Gelände ist hügelig und weist einen frischen, teils lehmigen Boden auf. Es trägt einen 120—150 jährigen Bestand von Kiefern, zwischen welchen jüngere, durch Stockausschlag hervorgegangene Weiß- und Rotbuchen stehen.

Am Ostrande des Belaufes finden sich neun lebende Beutkiefern, die nebst einigen anderen Kiefern Überständler aus früherer Zeit darstellen; ihr Alter übertrifft gewiß 300 Jahre. Sie sind durchweg schön gewachsen und besitzen schlanke gesunde Stämme, die hin und wieder unten leider angeschlagen sind, um Kien zu gewinnen. Die Beutkiefern erreichen bis 24 m Höhe und über dem Boden 3,44 m, hingegen in Bruthöhe 3,10 m Umfang.

Die Beuten sind am Schaft in 4,5 bis 6 m Höhe, gewöhnlich nach Südosten angelegt, und das Flugloch befindet sich dann meist im Süden.

An einer Kiefer liegt die Beute nach Südwesten, das Flugloch aber auch südlich, und an einer anderen liegt die Beute sogar nördlich, während das Flugloch östlich ist.

Die Beuten selbst sind bis 90 cm hoch und durch ein schmales Kiefern Brett, den sog. Spund, verschlossen. Davor befindet sich eine Packung von Buchenlaub, durch zwei bis drei Weidenstränge festgehalten, welche an beiden Enden mittelst großer Nägel am Stamm befestigt sind. Diese wurden ursprünglich aus Eichenholz hergestellt, jedoch verwendet man neuerdings eiserne, sog. polnische Nägel hierzu. Obwohl Juniperus hier vorhanden ist, verwendet man zur Packung doch Buchenlaub, weil die Blätter nicht so leicht abfallen wie die Nadeln von Wachholder und Fichte.

Nach Ansicht des alten emeritierten Försters in Gr. Baalau sind diese Beuten im 19. Jahrhundert angelegt (!), jedoch weiß er sich nicht zu erinnern, ob schon vorher Beuten vorhanden gewesen sind. Gegenwärtig werden jedenfalls keine neuen angelegt.“

Gräfl. Sierakowskische Herrschaft Groß Waplitz²⁾, Kr. Stuhm.

„Im Belauf Ellerbruch, und zwar zwischen Kl. Waplitz und Reichandref, kommen zerstreut noch vier lebende Bienenbäume vor, die seit länger als zehn Jahren nicht mehr bewohnt, aber durchweg noch mit Spund versehen sind.

Die erste Kiefer steht auf einem stark hügeligen Gelände mit feuchtem Lehm Boden, das ehemals einen aus Kiefern, Rotbuchen und Eichen gemischten Bestand getragen hat. Nachdem derselbe 1866 abgeholzt, wurden Fichten angepflanzt, und zwischen diesen ist jene Bienenkiefer als Überständler vorhanden. Sie hat am Boden einen Umfang von 2,60 und in 1 m Höhe 2,30 m Umfang und mißt etwa 20 m Höhe. Die Beute ist hier ungefähr 6,5 m hoch angelegt.

Die zweite Kiefer befindet sich jetzt in einem etwa 70 jährigen Bestande von Kiefern, Rot- und Weißbuchen, Birken und Eichen. Ihre Höhe wird auf 22 m geschätzt, und ihr Umfang beträgt über dem Boden 2,88 m, in 1 m Höhe nur 2,55 m.

¹⁾ Forstbotan. Merkbuch, S. 76.

²⁾ Forstbotan. Merkbuch, S. 75.

An einer anderen Stelle desselben Bestandes, wo indessen das Laubholz vorherrscht, steht die dritte Kiefer, welche etwa 22 m hoch ist. Sie mißt unten 2,93 und in 1 m Höhe 2,64 m. An diesem Stamm kann von unten aus ein Flugloch nicht wahrgenommen werden, und es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß eine zwischen dem unteren bzw. oberen Beutrand und dem Spund vorhandene Lücke als Flugloch gedient hat.

Die vierte Kiefer steht in demselben Bestande wie 2 und 3, an einer Stelle, wo auch noch einige überständige Eichen vorhanden sind. Der Stamm, welcher zur Kien-gewinnung unten angeschlagen ist, mißt hier 2,67, in 1 m Höhe 2,20 m Umfang; die Höhe des Baumes beträgt 21 m.

Alle vier Bäume sind über 200 Jahre alt und anscheinend gesund. Sie hatten sich der Kenntnis des Besitzers, Herrn Kammerherrn Dr. Graf von Sierakowski, entzogen und wurden von mir auf einer am 22. ds. Mts. in die dortige Gegend ausgeführten Reise durch Umfrage gefunden und besichtigt.

Das Anschlagen der Stämme ist immerhin verdächtig (Rauchspangewinnung? Vergl. S. 360).

Gräfl. v. d. Groeben'sches Majorat Neudörfchen¹⁾, Kr. Marienwerder.

„Von Marienwerder 12,5 km südöstlich liegt Schloß Neudörfchen.

Das gräfl. Forstrevier zerfällt in die beiden Schutzbezirke Wallenburg und Friedrichshain, welche zusammen etwa 800 ha Waldfläche umfassen. Das Gelände ist wellig, stellenweise etwas koupiert, und besteht aus einem frischen Sandboden. Die herrschenden Baumarten im Revier sind Kiefer und Rotbuche, daneben die Stieleiche, ferner Birke, Schwarz-erle u. a. Der ganze Bestand ist urwüchsig, wenigstens soweit die Standorte der Bienenbäume in Betracht kommen.

Das Provinzial-Museum verdankt die erste Nachricht über das Vorkommen einer Beutkiefer dort, im Dezember 1897, Herrn Forstrat Feddersen in Marienwerder, welcher die Oberaufsicht über jene Forsten hat. Der Unterzeichnete besuchte dieselben gemeinsam mit Herrn Gymnasiallehrer Rehberg und Dr. Hohnfeldt am 29. Mai ds. J., nachdem er sich vorher mit dem Administrator Zielke und Förster Ohrt in Neudörfchen in Verbindung gesetzt hatte. In Folge der von Herrn Feddersen gemeldeten Entdeckung war Hr. Ohrt diesseits angeregt worden, nach weiteren Exemplaren von Beutkiefern nachzuforschen, und er hatte dann auch noch einige aufgefunden.

Die vorbezeichnete Beutkiefer (Fedd.) war bereits gefällt, und ein Abschnitt durch Herrn Zimmer- und Maurermeister Horwitz in Marienwerder dem Provinzial-Museum zum Geschenk gemacht worden. Sodann waren nach bestimmter Aussage des Försters Ohrt während seiner Zeit noch zwei andere Exemplare gefällt worden. Da ich nun bei meinem Besuch des Reviers am 29. Mai 1898 noch fünf lebende Bienenbäume dort gesehen habe, sind nachweislich wenigstens (3 + 5) acht vorhanden gewesen, und zwar waren dieselben im ganzen Revier zerstreut.

Diese 5 lebenden Beutkiefern sind etwa 200jährig, überständig, aber nicht gerade im Absterben begriffen. Die eine abgetriebene (Nr. 5 Horwitz) hat noch im Jahre 1895 Honigertrag geliefert; von anderen ist es dort nicht mehr bekannt.

¹⁾ Forstbotan. Merkbuch, S. 76.

Alle fünf Beuten waren unbewohnt und nachträglich mit frischen Birken- und Buchenzweigen ausgefüllt, die wahrscheinlich von den vorübergehend darin logierenden Eichhörnchen zusammengetragen sind.

A. Schutzbezirk Wallenburg. Jagen 9. 1. Beutkiefer. Der Baum ist etwa 30 m hoch; die ersten starken Äste gehen ungefähr in 7 m Höhe ab. Der Umfang des Stammes am Boden beträgt 3,33 m, in 1 m Höhe 2,86 m.

Die Beute ist in 4 m Stammhöhe nach Norden angelegt. Sie hat eine Länge von etwa 1 m und jetzt eine Breite von kaum 7 cm, da beide Ränder überwallt sind. Links oben und rechts unten ist noch ein Holznagel erkennbar, der wohl einst zur Befestigung des Klotzes gedient haben mag.

2. Beutkiefer. Dieselbe steht unweit der vorigen und ist etwa 33 m hoch; die Schaftlänge beträgt etwa 10,5 m. Der Umfang des Stammes ist unten 2,96, in 1 m Höhe 2,55 m.

Die Beute liegt 4,5 m hoch nach Osten, das Flugloch auf halber Höhe der Beute nach Süden. Dieselbe ist 80 cm lang, in ihrem oberen Teil 8 cm breit, im unteren durch Überwallen der Ränder enger geworden. An der linken Seite oben steckt ein Holznagel.

3. Beutkiefer. Dieser Baum steht entfernter, nicht weit vom Westrand des Waldes, während sich die beiden anderen (1 und 2) mehr im Innern des Bestandes befanden. Die Kiefer ist etwa 30 m hoch, und ihr Schaft mißt 10 m. Der Umfang des Stammes beträgt unten 3 m, in 1 m Höhe 2,42 m.

Die Beute liegt 4 m hoch nach Norden. Sie ist 75 cm hoch und etwa 10 cm breit. Über und teilweise neben derselben grenzt eine von Borke entblößte Holzfläche; vielleicht rührt dieselbe daher, daß beim Anlegen der Beute zuerst die Rinde weiter abgestemmt wurde als nachher das Holz. In dieser nackten Fläche, direkt über der Beute, findet sich ein quadratisches Holznagelloch.

Auf der Ostseite des Stammes, also links daneben, sind auch noch 1 und 2 derartige Öffnungen übereinander vorhanden, und dazwischen verläuft ein senkrechter Schlitz. Es ist kaum soviel Holzmasse vorhanden, daß hier noch eine Seitenbeute hätte angelegt werden können; vielleicht ist es nur ein erster Versuch.

Jagen 15. Nach Aussage des Försters Ohrt hat in diesem Jagen, nahe dem Westrand, eine Beutkiefer (4) gestanden, welche im Dezember 1895 eingeschlagen wurde.

Jagen 22. Hier kommt in dem 100 jährigen urwüchsigen Kiefernbestand die Rotbuche nur vereinzelt vor. Als Unterholz tritt neben den anderen noch *Pirus communis* L. und *Euonymus verrucosus* hinzu. Die 5. Beutkiefer steht am Nordrand des Waldes, an der Stelle, wo sich die nach Klötzen und Wallenburg führenden Wege kreuzen. Sie ist ungefähr 30 m hoch. Der Umfang des Stammes beträgt unten 3,70 m, in 1 m Höhe 2,60 m. In einer Höhe von etwa 4 m über dem Boden ist nach Süden die Beute angelegt, welche rund 90 cm Länge und, nach erfolgter Umwallung, jetzt nur 8 cm Breite besitzt. An der Westseite befindet sich eine Narbe, die vielleicht von einem ehemaligen Flugloch herrührt.

Jagen 23a. Hier stand am Nordrand jene prächtige 6. Beutkiefer (†), auf welche Herr Forstrat Feddersen zuerst aufmerksam gemacht hatte. Der Boden besteht aus lehmigem Sand und stellt Kiefernboden I./II. Klasse dar. Der Baum wurde mit dem ganzen 130 jährigen Kiefernbestand im Dezember v. J. abgetrieben. Herr Rehberg besuchte die Stelle am

12. Dez. und maß den der Krone beraubten liegenden Stamm 28 m lang; der Umfang betrug 3,65 bzw. 3 m. Die Beute war 3 m hoch angelegt und maß selbst 80 cm Länge; die Seitenränder sind stark überwallt, so daß nur ein sehr schwacher Schlitz übrig geblieben ist. Unter der Beute befand sich ein eingestemmt, rechteckiges, 13:18 cm großes Loch.

Jagen 24. Wie Herr Förster Ohrt mir berichtete, stand hier am Fischbruchsee, nahe dem Westrand des Forstes, eine Beutkiefer (7), welche im Januar 1897 abgetrieben ist.

B. Schutzbezirk Friedrichshain. Jagen 43. 8. Beutkiefer. Dieselbe steht etwa 4 km nördlich vom Schloß, am Südrand des Waldes. Sie hat einen 16,5 m hohen Schaft und ist im Ganzen 30 m hoch; ihr Stammumfang beträgt 2,75 bzw. 2,43 m.

Die Beute liegt 3,5 m hoch und ist etwa 1 m lang, 7 cm breit. Oben in der Mitte der Beute steckt ein Holznagel mit Kopf. Die Beute ist nach Nordnordosten gerichtet“.

Landgemeinde Karbowo, Kreis Strasburg¹⁾.

„Gegenüber dem Bahnhof Strasburg, am Südrand des Waldes Karbowo, unweit der Stelle, wo sich von der nach Karbowo führenden Chaussee der alte Landweg nach Zaikowo abzweigt, steht unmittelbar am Wege eine alte, überständige Kiefer, die am Stamm oben nach Osten eine Beute aufweist. Der Klotz usw. fehlen.

Auf diesen Baum wurde ich durch Mitteilungen eines Arbeiters aufmerksam, welchen ich am 9. ds. Mts. bei einer Bereisung des Karbowoer Geländes von Gaydi mitgenommen und unterwegs nach verschiedenen Dingen ausgefragt hatte.

Dieser Bienenbaum ist der einzige der Gegend, vielleicht der einzige des ganzen Kreises.“

Conwentz hat sich um die Erhaltung dieses, durch seine isolierte Lage an der polnischen Grenze bemerkenswerten Bienenbaumes besonders bemüht und nach einigen Verhandlungen in den Jahren 1898/99 erreicht, daß die Bodenfläche mit Kiefer und benachbarten Stämmen durch die Besitzer dem Kreise überwiesen wurde. Der Baum hat 2,75 m Umfang und 16 m Höhe, ist gewipfelt und unbewohnt.

Fürstlich Reuß'sches Fideikommiß Raudnitz²⁾, Kreis Stuhm.

„In dieser Forst, die ehemals zu Schönberg gehört hat, waren früher zahlreiche Beutkiefern vorhanden, die aber im Laufe der Zeit mit dem Schlage abgetrieben oder eingegangen sind. Nach Angabe der Forstverwaltung bestehen jetzt noch drei Beutkiefern dort.

A. Belauf Rosenkrug. Hier standen noch zwei alte etwa 350 jährige Beutkiefern am Eilenzfluß zwischen Kl. Jeehren und Kl. Heide, bis sie im vorigen Jahre (1892) gefällt wurden. Jetzt gibt es in diesem Belauf noch eine lebende Beutkiefer³⁾, die in Abteilung 70 steht.

¹⁾ Forstbot. Merkbuch, S. 84, Abb. S. 85. Bericht über die Sicherung u. Abb. im „Prometheus“, Jahrg. 10, 1899, S. 445; desgl. im XIX. Amtl. Bericht über die Verwaltung des Westpr. Prov. Mus., Danzig 1898, S. 23.

²⁾ Forstbot. Merkbuch, S. 66, Abbildung von Nr. 1 S. 65.

³⁾ Später noch zwei aufgefunden! XXI. Amtl. Bericht Westpreuß. Provinzial-Museum, 1900, S. 24.

Der Baum mit sperriger Krone ist schön gewachsen, 25 m hoch und mißt am Boden 3,30 m, in 1 m Höhe 2,90 m Umfang. Am Schaft verläuft fast der ganzen Höhe nach spiralig ein Frostriß, der gut vernarbt ist; unten sind einige Löcher künstlich eingeschlagen, wahrscheinlich zwecks Harzgewinnung. Im übrigen macht der Baum einen gesunden Eindruck und dürfte mindestens 300 Jahre zählen. Die Beute ist nach Ostsüdosten etwa 5 m hoch am Schaft angelegt und dürfte selbst 80 cm hoch und 10 cm breit sein. Sie ist unbewohnt, überhaupt offen, ohne daß vom Spund etwas bemerkbar ist; hingegen sitzt über und unter derselben ein großer Holznagel, der zum Aufhängen des Klotzes gedient hat. Etwa 1 m unter dem unteren Nagel befindet sich noch ein kleines Holztäfelchen, auf welchem wohl die Nummer des Bienenbaumes gestanden hat. Das auf der Südseite gelegene Flugloch ist stark überwallt und fast vollständig zugewachsen.

B. Belauf Grünkrug. Diese Beutkiefer steht in Abt. 112. Der überständig gehaltene Baum ist schön gewachsen, neigt etwas nach Osten über und erreicht eine Höhe von etwa 26 m. Der Umfang beträgt am Boden 3,96, in 1 m Höhe noch 3,75 m, daher dürfte sein Alter 350 Jahre und mehr betragen; das Holz ist anscheinend gesund.

Die stark überwallte Beute liegt nach Ostsüdosten, etwa 6 m über dem Boden und ist etwa 60 cm hoch. Der Spund ist zwar erhalten, aber die Verpackung fehlt, und die Beute ist auch schon seit langer Zeit nicht bewohnt. Wie an der erstgenannten Bienenkiefer befindet sich auch hier etwa 1 m unter der Beute ein kleines Holztäfelchen, auf welchem übrigens noch Überreste der Zahl erkennbar sind¹⁾.

C. Belauf Hansdorf. Die dritte Raudnitzer Kiefer²⁾ steht in Abt. 248 (Parzelle Tiergarten).

Das Gelände trägt jetzt einen aus Kiefern, Eichen, Weißbuchen, Rotbuchen, Linden und Birken gebildeten gemischten Bestand, der verschiedenaltig, durchschnittlich 150 bis 200 jährig ist.

Die nach Südosten angelegte, stark zugewachsene Beute befindet sich etwa 5,5 m über dem Boden, sie ist ohne Spund und unbewohnt. Das Flugloch liegt nach Westsüdwesten. Über der Beute ist noch ein großer Holznagel erhalten, 1 m unterhalb derselben befindet sich ein kleines Holztäfelchen mit der Aufschrift Nr. 3.

Angesichts des guten Bodens dürfte dieser Baum nur 250 bis höchstens 300 Jahre alt sein; das Holz ist anscheinend gesund.“

Majoratsherrschaft Finckenstein, Kreis Rosenberg³⁾.

Das Beutkiefervorkommen von Finckenstein, am Oberlauf der Liebe, übertrifft nicht nur der Zahl wegen, sondern vor allem, weil am längsten noch Waldbienenzucht dort betrieben wurde, alle übrigen. Es ist außerordentlich wertvoll, daß hierüber ein genauer Bericht vorliegt, dessen Verfasser der 1916 gestorbene Burggräfliche Oberförster Herr Fehlkamm war, und der vom 2. 7. 1893 datiert ist (Nachlaß Conwentz):

¹⁾ Der Baum ist 1900 durch Blitzschlag zerstört worden. XXI. Amtl. Bericht Westpreuß. Provinzial-Museum, 1900, S. 24.

²⁾ Später noch eine weitere Kiefer nachgewiesen, ebenda, S. 24.

³⁾ Forstbotan. Merkbuch S. 67–71, Abb. auf S. 69 und 73.

„In den Forsten der im nördlichen Teile des Kreises Rosenberg, Westpreußen, belegenen, Sr. Excellenz dem Reichs- und Burggrafen, Herrn Grafen zu Dohna-Finckenstein gehörigen Majoratsherrschaft Finckenstein wird die Bienenwirtschaft noch in der Art betrieben, daß die Bienen auf Wohnungen angewiesen sind, die man s. Z. in Kiefernstämmen angelegt hat.

Eine Bienenwohnung derart führt die Bezeichnung „Beute“, der Stamm, in welchem die Beute eingerichtet ist, wird Beutkiefer, gemeinhin „Beutfichte“, genannt.

Im vorigen Jahrhundert waren die Beuten kurz unter dem Kronenansatz angelegt. Da die Bewirtschaftung dieser so hoch angelegten Beuten ebenso umständlich wie gefährlich war, wurden später die Wohnungen in etwa 2 m hohe Baumstümpfe — das obere Ende des Stammes war bis zu dieser Höhe entfernt worden — verlegt. Aber auch diese Einrichtung hatte sich nicht bewährt, da nun die Diebe eine gar zu leichte Arbeit hatten. Diese beiden ältesten Arten der Beuten, die seit etwa 50 Jahren gänzlich verschwunden sind, hat der gegenwärtige Majoratsherr noch gekannt.

Die jetzigen, nach den Überlieferungen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts herührenden Beuten sind, wie folgt, eingerichtet:

Am Stamme, gewöhnlich an der West-Südwestseite, ist in Höhe von etwa 8 m ein 80 cm hoher, 10—15 cm breiter und 40 cm tiefer kastenähnlicher Raum eingestemmt, zu welchem die Biene durch ein Flugloch gelangt, welches seitlich angelegt und mit einem Flugbrett versehen ist. Die Wohnung (Beute) ist zunächst durch einen Spund abgeschlossen; über diesen Spund ist eine Schutzleiste (Klotz) gespannt, welche an zwei in den Stamm eingelassenen Holzzapfen befestigt wird. Zwischen Spund und Schutzleiste wird Wacholder eingeklemmt.

Bei Wahl des Standortes haben naturgemäß Feldhölzer und die an Feldmarken grenzenden Jagen des Hauptreviers, und in diesen wiederum starke, wetterfeste Stämme Vorzug gefunden.

Die Zahl der s. Z. eingerichteten Beuten hat weit über 100 betragen. Die Bevölkerung geht zwar ohne weitere Hülfe von statten, sie lässt indessen oft lange auf sich warten. Ausgestorbene oder sonst getötete Völker ersetzen sich im Laufe der Zeit durch eingewanderte Schwärme oder durch Schwärme, die aus benachbarten Beuten stammen. Den Belaufsbeamten liegt die Pflicht ob, die in ihren Schutzgebieten vorkommenden Beuten im Auge zu behalten und etwa wahrgenommene Veränderungen usw. zur Anzeige zu bringen.

Zwei dieser 6 Beamten sind berufen, die Beuten zweimal im Jahr, und zwar im Frühjahr und Herbst, zu reinigen. Beim Reinigen im Herbst erfolgt zugleich die Honigabnahme, die sich meist auf solche Völker erstreckt, die keinen Ausstand haben. Das Volk wird hierbei ausgeräuchert, die Waben werden herausgeschnitten und die Wohnung zur Aufnahme eines neuen Volkes wiederhergestellt.

Die Geräte, deren sich die Beamten beim Reinigen usw. bedienen, bestehen aus: Bienenkappe, Leiter, Sorgenleine, Honigmesser (Schippe), Honighaken, Honigleine, Beutenbürste, Beil und Honigtonne.

Die Anwendung dieser Geräte ist folgende:

Nachdem der Beamte die Leinen um die Schultern gelegt und die Leiter, die so an den Stamm gestellt wird, daß die Beute frei bleibt, erstiegen hat, wird zunächst die Sorgenleine so hoch um den Stamm geworfen, daß der mit dieser Leine verbundene Hängesitz zur Bienenwohnung passende Höhe erhält. Die Befestigung der Sorgenleine am Stamme erfolgt durch Bildung einer Schleife, die durch einen am oberen Ende der Leine vorhandenen Haken zugezogen wird. Der Hängesitz ist sicher, der Beamte kann getrost Platz nehmen.

Am Sitzbrett ist die sogen. Honigleine befestigt, die dazu dient, alle Geräte nach oben zu heben, bezw. wieder herabzulassen. Mit Ausschluß der Tonne werden die übrigen Geräte, deren Bestimmung aus der Benennung erhellt, ebenfalls an das Sitzbrett gehängt.

In der Nähe der Beutkiefer wird ein kleines Feuer angefacht zur Herstellung des Räucherwerks, zu welchem gewöhnlich Lindenprügel verwendet werden. Zum Transport der Geräte, zur Bedienung usw. ist dem Beamten ein Fuhrwerk nebst Fuhrmann beigegeben.

Ist alles gehörig vorbereitet, so wird die Schutzleiste abgehoben, die Wacholderpackung beseitigt, der Spund herausgenommen, die Wohnung nach vorausgegangener Betäubung der Bienen gereinigt und danach die Beute wieder geschlossen. Bemerkt sei noch, daß Spund und Schutzleiste hin und wieder zu erneuern sind.

Der Honigernte (im Herbst) geht — wie schon oben erwähnt — die Tötung des Volkes voraus. Ist überreicher Ausstand vorhanden, so werden in solchen Fällen auch wohl einige der unteren Waben abgenommen ohne weitere Beeinträchtigung des Volkes.

Der Ertrag ist sehr schwankend. Im verflossenen Jahre war er gleich Null, in besseren Jahren sind an Honig schon 3 Centner und mehr geerntet worden.

Von den von dem jetzigen Revierverwalter im Jahre 1883 übernommenen 65 Beuten sind gegenwärtig noch 57 vorhanden, hiervon waren im Mai d. J. 27 bewohnt.

Neue Beuten werden nicht mehr eingerichtet, und wenn somit diese Art der Bienenwirtschaft auch auf den Aussterbezustand gesetzt ist, so ist deren Ende doch nicht abzusehen, da die Beutkiefen durchaus wetterfeste Stämme sind. Viele dieser Stämme, deren Alter zwischen 150—200 Jahren liegt, sind seit Jahren abgestorben und rindenlos, sie erfüllen indessen immer noch ihre Aufgabe.

Unter dem 20. 6. 1899 übersandte Oberförster Fehlkamm an Conwentz eine genaue Aufnahme sämtlicher (56) Bienenbäume, die sich im Nachlaß findet und s. Zt. als Unterlage für die Angaben des Forstbotan. Merkbuchs (S. 67—70) gedient hat. Auf Wiedergabe der Statistik wird hier daher verzichtet. Herr Fehlkamm gibt darunter noch an, daß der Gesamtertrag an Honig im Jahre 1898, einem sehr schlechten Honigjahre, ebenso wie 1897 nicht nennenswert gewesen sei. In guten Honigjahren stelle sich der Ertrag bis auf 5 Centner; im dreijährigen Durchschnitt meist auf 3 Ctr. „Für das gegenwärtige Jahr sind die Aussichten trüber denn je. Das anhaltend schlechte Bienenwetter und die geringe Anzahl bewohnter Beuten lassen die Befürchtung aufkommen, daß die Waldvölker bald ganz aussterben.“

Über die weitere Entwicklung seit 1898 kann ich dank freundlicher Mitteilung des Burggräfllich Dohna'schen Oberförsters, Herrn König, folgende Übersicht geben:

Zeit:	Anzahl der Beutkiefern:	davon befliegen:	unbeflogen:
1898 Herbst	56	32	24
1899 Frühjahr	56	13	43
1900 Juli	54	24	30
1900 Oktober	44 (?)	24	20
1901	55	23	32
1902	55	27	28
1903	55	11	44
1904	52	28	24
1905 Juli	52	22	30
1905 Oktober	52	30	22
1906 Juli	52	23	29
1906 Oktober	52	28	24
1907 Juli	52	17	35
1907 Oktober	52	29	23
1908 Juli	52	17	35
1908 Oktober	52	29	23
1909	54	31	23
1910 Juli	53	34	19
1910 Oktober	54	32	22
1911 Juli	52	25	27
1911 Oktober	52	29	23
1912 Juli	51	30	21
1912 Oktober	50	25	25
1913	48	22	26
1924	35	11	24

Aus der vorstehenden Aufstellung ist ersichtlich, daß sie nur bis 1913 geführt wurde und infolge des Krieges seither unterblieb. In Zukunft wird sie wieder durchgeführt werden. Beim Vergleich der Zahlen bemerkt man den Unterschied der Juli- und Oktoberzahlen; infolge des Schwärmens sind im Herbst im allgemeinen mehr Beuten besetzt. Ausnahmen lassen auf ungünstige Jahre schließen. Einige Unstimmigkeiten beruhen wohl auf ungenauer Zählung. Seit 1913 wird die Zeidlerei nicht mehr ausgeübt! Damit ist der letzte Rest von Waldbienenzucht auf deutschem Boden ebenfalls dahin. Bedauerlich ist auch der Rückgang in der Zahl der Bienenbäume auf 73% des Bestandes von 1913, bzw. auf 62,5% der Gesamtzahl von 1899. Schuld daran sind Stürme. Nach den Beobachtungen des Oberförsters waren, bis auf zwei, die betr. Bäume in der Wurzel verfault, während die Stämme infolge des Harzgehaltes eisenfest waren. In zwei Fällen waren die Stämme in der Mitte abgebrochen.

Conwentz besuchte die Beutkiefern des 4713 ha umfassenden Dohna-Finckenstein'schen Forstreviers im Mai und Juli 1893; aus seinen Berichten sei das angeführt, was zur Ergänzung der Fehlkamm'schen Beschreibung dienen kann:

„Im Belauf Liebenau steht eine Beutkiefer, die etwa 27 m hoch ist und am Boden 3,13 m Umfang mißt. Etwa 6 m über dem Boden ist eine 80 cm hohe Beute angelegt, die 10—15 cm breit ist, 30—45 cm tief geht und hinten auf 25—30 cm sich erweitert. Die Öffnung ist vorne durch ein Brett (Spund) verschlossen, welches namentlich an den Rändern noch durch Wacholder verpackt wird. In manchen Fällen findet darüber noch ein zweiter Verschuß mittelst eines stärkeren Brettes, des sogenannten Klotzes, statt, der oben und unten an je einem starken Holznagel befestigt ist. Diese sorgfältige Versicherung ist namentlich gegen das Eindringen von Baummarder und Iltis gerichtet. Auf der Südseite ist das Flugloch angelegt“.

„Eine Beutkiefer, welche dort die Nr. 16 führt, ist längst abgestorben, der Rinde völlig entblößt und an der ganzen Oberfläche des Splints mit Flechten bedeckt; sie ist im Innern kernfaul und vom Specht stark angegangen, wie die Löcher im Holz beweisen¹⁾. Der Stamm zeigt eine starke spiralige Drehung, welche jetzt im entrindeten Zustande noch deutlicher hervortritt. Der Baum ist etwa 30 m hoch und mißt in 1 m Höhe 2,33 m Umfang. Die 5,5 m über dem Boden nach Ostnordost angelegte Beute ist mittelst Spundes geschlossen, der mit Wacholder bedeckt wird, und darüber ist der sog. Klotz an je einem Holznagel oben und unten befestigt; der obere Nagel noch verkeilt. Unterhalb der Beute ist ein kleines Holztäfelchen mit der bereits erwähnten Nr. 16 am Stamm angenagelt. Das Flugloch liegt nach Süden. In demselben stecken horizontal zwei Brettchen, die durch einen seitlichen Keil auseinander gehalten werden; das untere derselben ist etwas länger und dient als Flugbrett. Diese Beute war im Sommer 1893 bewohnt“.

„Unmittelbar am Südrande der Chaussee steht eine etwa 28 m hohe abgestorbene Beutkiefer, die im Innern faul und vom Specht angeschlagen ist. Sie besitzt in 1 m Höhe 2,37 m Umfang. Die Beute ist mit Spund und Wacholder verschlossen, und letzterer wird durch drei horizontal übereinander angebrachte, strangartig gedrehte Weidenruten, die an beiden Enden angenagelt sind, festgehalten. Ein Klotz ist hier nicht vorhanden“.

„Am Nordrand derselben Chaussee steht eine etwa 23 m hohe, noch lebende Beutkiefer, welche dort die Nr. 19 trägt. Die Beute besitzt noch Spund und Klotz, jedoch ist letzterer namentlich oben und unten angefault und hat daher keinen Halt mehr, weshalb er noch durch zwei querverlaufende Weidenruten besonders festgehalten wird“.

Gräfl. Finck v. Finckenstein'sche Majoratsherrschaft Schönberg, Kreis Rosenberg.

Etwa 15 km in südlicher Richtung von Finckenstein entfernt, nicht weit von Deutsch-Eylau, liegt die Herrschaft Schönberg. Ein Sonderbericht über in der Gräfl. Oberförsterei Schönberg noch vorhandene Bienenbäume findet sich im Nachlaß von Conwentz nicht, daher sei nur nach den Angaben des Forstbot. Merkbuchs²⁾ mitgeteilt, daß i. J. 1893 15, 1900 nur noch 9 in den Schutzbezirken Schönberg und Tiergarten standen; es war von Seiten der technischen Oberleitung der Gräfl. Forst angeordnet, jene „unter allen Umständen mit dem Hieb zu verschonen und für ihren Schutz Sorge zu tragen“.

¹⁾ Forstbotan. Merkbuch, Abb. 18, S. 67.

²⁾ S. 72—74.

Zwei der Beutkiefern, eine im Jagen 121 a mit 2,39 m Umfang und 28 m Höhe¹⁾, die andere im Jagen 131 mit 3,37 m Umfang und 30 m Höhe, sind dadurch bemerkenswert, daß jede von ihnen zwei Beuten übereinander trägt — es sind dies die einzigen zweistöckigen Bienenbäume in Westpreußen.

Zu den bisher erwähnten westpreußischen Beutkiefern kommen noch zwei weitere: die eine findet sich in der Gräfl. v. d. Groeben'schen Gutsforst Klein-Ludwigsdorf²⁾, Kreis Rosenberg, südwestlich von Freistadt in Westpr., die andere im Gutsark von Traupel³⁾ im gleichen Kreise, etwa 10 km östlich der ersteren.

Wie Dr. W. La Baume, Direktor des Museums für Naturkunde in Danzig (ehedem: Westpr. Provinzial-Museum) mir mitteilte, sind seitdem keine neuen Funde gemacht worden.

In seinem angeführten Aufsatz⁴⁾ gab J. Klinge auf Grund des Forstbotan. Merkbuchs eine Gesamtübersicht über die Westpreußischen Beutkiefern und wies darin 92 Bäume nach. Da ihm jedoch vier Bäume (Gr. Waplitz) entgangen waren, so betrug die Zahl für 1900 im ganzen 96. Von diesen standen 4 auf heute unter polnischer Herrschaft befindlichem Boden, nämlich die Kiefern von Osche (Rehberg), Woziwoda (Junkerhof), Bankau und Karbowo.

Der heutige Bestand wird — auch abgesehen von der Verminderung der Finckenstein'schen Beutkiefern — sicher ein geringerer sein, und es ist mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß kaum einer der Bienenbäume das 20. Jahrhundert überdauern wird.

Merkwürdig ist es, daß in Westpreußen, einem Gebiete, in dem sich die Stufe der Waldbienenwirtschaft so lange, ja bis zur Jetztzeit gehalten hat, die Klotzbeute seit geraumer Zeit keine Rolle mehr spielte, in den meisten Teilen der Provinz anscheinend sogar gänzlich fehlte. Nur spärliche Mitteilungen liegen vor. So schrieb der als langjähriger Lehrer der Imkerei über Westpreußen vortrefflich unterrichtete Lehrer Nahrius in Dammfelde bei Marienburg 1893 an Conwentz⁵⁾:

„Anfangs der achtziger Jahre fand ich im Swaroschiner Walde, Kreis Preuß.-Stargard, bei einem alten jetzt schon verstorbenen Bienenzüchter zwei Klotzbeuten, die aus alten Lindenstämmen gearbeitet waren. Der Seltenheit wegen kaufte ich diese Beuten an, habe auch mehrere Jahre hindurch in denselben geimkert, sie aber im vorigen Jahre als Lehr-objekt bei den in Marienburg stattfindenden Lehrkursen in der Bienenzucht dem Gauverbande Marienburg überlassen“.

Hier handelt es sich fraglos um echte Klotzbeuten, während Conwentz, wie aus seinem Berichte hervorgeht, solche beschreibt, die nach Abtrieb der Beutkiefer aus dieser herausgesägt waren:

„Im Garten des Besitzers Radomski in Königsdorf, Kreis Berent, sah ich am 11. Sept. 1893 zwei Abschnitte von Beutkiefern, welche bis vor zwei Jahren noch besetzt gewesen sind. Der eine ist 2 m hoch und mißt in mittlerer Höhe 2,60 m Umfang; der Spund, welcher gleichfalls aus Kiefernholz besteht, ist 76 cm lang und 10 cm breit. Der zweite Abschnitt ist höher, aber etwas schwächer. Beide haben an Umfang nicht unerheblich verloren, denn es fehlt ihnen nicht allein die ganze Rinde, sondern auch der größte Teil

1) Forstbotan. Merkbuch, Abb. 19, S. 73.

2) Forstbotan. Merkbuch, S. 78.

3) XXI. Verwaltungsbericht des Westpreuß. Provinzial-Museums für 1900, S. 24.

4) a. a. O. S. 29—31.

5) Aus dem Nachlaß.

des Splints. Daher haben die lebenden Kiefern einst eine bedeutende Stärke besessen, zumal wenn man bedenkt, daß diese Abschnitte in einer Höhe von 5—7 m dem Stamm entnommen sind.

Der Verschluß der Beuten geschah hier sehr einfach, indem um die Innenfläche des Spundholzes Birkenrinde gelegt wurde, mittelst welcher dieses fest eingeklemmt werden konnte. Einen zweiten, äußeren Verschluß hatte der jetzige Besitzer nicht mehr gebraucht, dagegen sind Anzeichen vorhanden, daß dies früher im Walde der Fall gewesen ist. An dem zuletzt genannten Exemplar sind zu beiden Seiten des Spundes einzelne eckige Vertiefungen vorhanden, in welchen anscheinend Holznägel gesteckt haben, woran s. Z. das vor dem Spund angebrachte Strauchwerk befestigt wurde (vgl. Baalau, Prökelwitz).

An beiden Exemplaren ist seitlich vom Spund das Flugloch nebst Flugbrett vorhanden. Rings um den Spund, namentlich am ersten Exemplar, verlaufen Überwallungswülste; am zweiten sieht man hier schräg wagerecht verlaufende Eindrücke, die angeblich von Bärenzähnen herrühren sollen (?).

Der Besitzer Radomski, ein glaubwürdiger Mann von 61 Jahren, berichtete, daß auch sein Vater diese Abschnitte nur im Garten aufgestellt gekannt und erzählt habe, daß sie vom Großvater einst aus dem nahen Walde dorthin gebracht seien. Noch heute erstreckt sich teils Bauernwald, teils Königliche Forst rings um Königsdorf, und wir können annehmen, daß jene Abschnitte zu Anfang dieses Jahrhunderts von Beutkiefern entnommen sind, die in diesem Walde gestanden haben. Wahrscheinlich ist dies um das Jahr 1805 geschehen, als durch die Forst- und Jagdordnung für Westpreußen die Beuten im Walde verboten wurden“.

VI. Ostpreussen.

Wenn Pytheas von Massilia, griechischer Seefahrer und Geograph, der etwa 334 v. Chr. die nordwest-europäischen Küsten befuhr, in seinen Reiseberichten erzählt, er habe im „Bernsteinlande“ die Herstellung von Met aus Honig gesehen, so läßt sich diese Nachricht nicht mit Sicherheit auf das heutige Bernsteinland Ostpreußen beziehen, wenn auch kaum zu bezweifeln ist, daß sie hierfür ebenfalls zutreffen könnte. Die geschichtlichen Urkunden über das den Lithauern stammverwandte Volk der Pruzzen sind vor dem Einzuge der deutschen Ordensritter sehr spärlich; erst vom 13. Jahrhundert an beginnt Preußens historische Zeit. Soviel ist sicher, daß, wie auch die älteren Chronisten melden¹⁾, die alten Pruzzen eifrig Bienenzucht trieben, und daß der Honigmet ihr gebräuchlichstes Getränk war. Infolge der kriegerischen Zeitläufte war vor und nach Ankunft des Ordens die Honiggewinnung stark zurückgegangen²⁾. Sie hob sich nach Eintritt ruhigerer Verhältnisse wieder. Aus dem Jahre 1363 wird berichtet, daß die Bienen außerordentlich stark eingetragen hätten. 1374 hatte, nach Mallies³⁾, der Ordensmarschall zu Marienburg 21 Stein

¹⁾ Vgl. in Hartknochs „Alt und Neues Preußen“ von 1684: „Caspar Schütz fasset kürzlich zusammen in diesen Worten: „... Sonderlichen Fleiß hatten sie insgemein auff die Bienen, umb des Honigs willen nicht allein in ihrem eigenen Gehege, sondern auch in wilden Wäldern aufzuerziehen“.

²⁾ F. S. Bock, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- und Westpreußen, 5. Bd., S. 199, Dessau 1785.

³⁾ Einiges zur Geschichte der Bienenpflege im Altertum bis zum Ausgang des Mittelalters in Preußen, Bienenwirtschaftl. Centralblatt, 33. Jahrg., Nr. 17, 18, Hannover 1897.

Wachs und 21 Tonnen¹⁾ Honig, 1383 der Komthur von Brandenburg 36 Tonnen Honig im Keller; 1404 besaß das Ordensschloß Balga am Frischen Haff einen Vorrat von 27 Tonnen und 522 Bienenstöcke im Bienengarten, d. h. Baumbeuten im Walde. 1415 kostete die Tonne Honig nur 5 Vierdung, und Erasmus Stella²⁾ erzählt aus jener Zeit, daß die Bewohner aus den Wäldern nicht geringen Vorteil gezogen hätten. Die Bienenschwärme hätten in zu diesem Zwecke ausgehöhlten Bäumen gewohnt, und aus diesen Beuten sei so viel Honig und Wachs gewonnen, daß der Überfluß nach Deutschland, England und anderen Ländern ausgeführt werden konnte. Zahlreiche Urkunden³⁾ melden Verleihungen von Zeidelgerechtsamen durch den Orden oder den Bischof von Ermland an eingeborene Preußen oder deutsche Kolonisten.

Das 16. und 17. Jahrhundert sah die Blüte der preußischen Bienenzucht. Das Hauptamt zu Insterburg verzeichnet beispielsweise i. J. 1553 ganz erhebliche Honigeinnahmen⁴⁾, ebenso das Ratsarchiv zu Braunsberg für die Jahre 1657—1708⁵⁾. Die in letzterem vorhandenen Rechnungen über die Bienenwirtschaft jener Zeitspanne enthalten manches Interessante. Der Stadtkämmerer war „Bienenherr“; als solchem unterstanden ihm 1—2 Stadtbienen oder Beutner. Beim „Bienenbrechen“ (Zeideln) mußte der Bienenherr zugegen sein, und es ward etliches „an eßen vnd trinken vertahn“. Gegen die Bären versah man die Beutbäume mit „Klappen“, „Überfäll“ und Haspen. Sehr bezeichnend heißt es auch im Inventarium der Stadt Neidenburg, 1714, vom Hegewalde, dem einzigen liegenden Stadtbesitze, „der aus ungefehr 8 Huben bestehet und zur höchsten Notdurfft der Stadt zu Bauholtz conservieret wirdt: Der Nutzen oder Honnig der darin befindlichen Beuthen wird der Stadt zu gut gerechnet, und hat der Rath auch eine Ergözlichkeit von 9 Fl. pro salario davon zu genießen bis Gott das Werck mehr segnet“⁶⁾. Bei Erteilung von Stadtrechten, so für Goldap 1569 und Angerburg 1571, gab die Landesherrschaft diesen die Freiheit, daß die Bürger beliebig viele Bienenstöcke haben durften; die Hälfte des Honigertrages sollte jedoch dem Landesherrn gehören⁷⁾. Im ganzen Lande gab es Beutnerwirtschaften. Die Beutner, die neben diesem Gewerbe natürlich die Landwirtschaft betrieben, besaßen verschiedene Vorrechte; u. a. waren sie vom Heeresdienste befreit, so lange sie ihr Gewerbe ausübten (vergl. die Privilegien der Nürnberger Zeidler), weil man die für den Landesherrn einträgliche Bienenzucht fördern wollte. Nur Edelleute und Freie besaßen Bienen und deren Erzeugnisse zu Eigentum. Leibeigene Bauern betrieben die Beutnerei „um die Hälfte“, d. h. sie hatten die Hälfte des Ertrags zu zinsen, den Rest — wofern er ihnen nicht überlassen wurde — der Herrschaft zu festem Preise zu verkaufen. Oder, endlich, die Beutnerhufen waren an sich abgabefrei; dafür hatten dann ihre Besitzer die landesherrliche Zeidlerei im Walde wahrzunehmen und den Ertrag abzuliefern⁸⁾. Die Bienenzucht war also größtenteils Regal. Beispielsweise kamen von

¹⁾ Die Tonne zu etwa 100 l.

²⁾ Bock, a. a. O. S. 200.

³⁾ Dombrowski, Die mittelalterliche Bienenwirtschaft im Ermland, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, IX, S. 83—110, 1887.

⁴⁾ A. Horn, Das Hauptamt Insterburg, Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg, Heft 1, 1888.

⁵⁾ Dombrowski, Das Bienenamt der Altstadt Braunsberg, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, (Jahr?).

⁶⁾ G. Conrad im Neidenburger Kreisblatt, Nr. 7, 1890.

⁷⁾ Bock, a. a. O. S. 200.

⁸⁾ Mallies, a. a. O. S. 279.

den landesherrlichen Bienenwirtschaften ein¹⁾: im Wartenburgischen um 1656 bis 5 Tonnen jährlich (120 Bienenbäume in der Heide), im Allensteinischen 1654 9 Tonnen, außerdem 2 Tonnen Gartenhonig; im Guttstädtischen fanden sich im gleichen Jahre noch 80 Beuten.

Reich an Beutnerwirtschaften waren die Gegenden von Wartenburg, Allenstein, Guttstädt, Lyck, Johannisburg, Seesten, Ortelsburg. Die Beutner saßen auf Einzelhöfen oder unter den übrigen Bauern in den Dörfern. In dem wirtschaftsgeschichtlich wichtigen „Haushaltungsbuch des Fürstentums Preußen Kaspars von Nostitz“, 1578²⁾, stellt der um die Landeskultur verdiente Verfasser einmal fest, daß die Beutner eines Gutes 16 Hufen Land zuviel hätten und ordnet an, daß diese mit Bauern „auff scharweg“ zu besetzen seien. An anderer Stelle notiert er: „Haben sich 2 beuer an den sehe gesasset³⁾ ist besser dieselben wegzusetzen, haben keine Verschreibung, allein das ihnen sich dahien zu sassen⁴⁾. Auff diß gut wer ein schefferey zu bauen“. Ebenso will er aus einem Beutnerdorf Jedwemen⁵⁾ ein Vorwerk und eine Schäferei machen. Aus den drei Beispielen läßt sich schließen, daß schon im 16. Jahrhundert in Ostpreußen wirtschaftlich weiter blickende Männer die Waldbienenzucht zurückzudrängen bestrebt waren. Dazu stimmt eine Stelle in einer landesherrlichen, 1642 erneuerten Verordnung von 1567, die nach Bock⁶⁾ lautet: „Weil der Haiden und Wälder wenig, der Dörfer aber Gottlob! immer mehr werden⁷⁾, so soll man die Leute dazu anhalten, daß sie Bienengärten anlegen und sonderlich darauf sehen, daß die Beuten, so ohne das auf den geräumten Äckern umkommen, in die Gärten gebracht werden“. Hier findet sich wieder ein Hinweis auf die übliche Abkunft der Klotzbeuten von den Beutbäumen.

Aus jener Verordnung sei noch eine Bestimmung angeführt, weil in ihr eine häufig berichtete Vorschrift ausführlicher begründet wird: „Mit dem Honigbruch auf Heiden und Wäldern soll es folgender Gestalt gehalten werden. Nämlich: Wenn der Honig in Heiden oder Wäldern soll gebrochen werden, soll der Hauptmann dem Beutner eine vertraute Person zuordnen, welche darauf mit Fleiß sehen soll, ob die Beuten vorher erbrochen; auch soll dieselbe Person mit Fleiß darauf sehen, daß der Beutner nicht zu viel Honig darin läßt, damit der Beutner solchen nicht hernach breche, wie man es an etlichen Örtern erfahren, und was also der liebe Gott giebt, zusammenstoße und stracks aufs Haus und nicht zum Biener oder Beutner gebracht werde. Wo auch der Beutner mehr als einer wäre, soll gleichfalls mit ihnen gehalten werden. Es soll ein jeder Beutner ins Register geschrieben werden, wie viel er Beuten habe, beflogen oder unbeflogen, und was seine Beuten gegeben“. Entsprechend wird im Anhang zur Neuen revidierten Haab- und Fischerordnung von 1640 angeordnet⁸⁾: „Die Fischmeistere und der Burggraf zu Rossitten sollen auf die Beuten in der Nehrung sehen, daß dieselbige ohne Beyseyn der Dienere, so dazu verordnet, nicht gebrochen werden“. Solche Bestimmungen waren bei einem derartigen

¹⁾ Dombrowski, Das Bienenamt der Altstadt Braunsberg, S. 22.

²⁾ Herausgeg. von K. Lohmeyer, Leipzig 1893, S. 38, 26, 33.

³⁾ Beutner am See niedergelassen.

⁴⁾ sc. gestattet ist.

⁵⁾ Heute Jedwabno.

⁶⁾ a. a. O. S. 202.

⁷⁾ Im Anhang zu C. v. Nostitz' Haushaltungsbuch, S. 277, ist der Anfang, wie folgt, wiedergegeben: „Und weil in den Heiden und Wäldern wenig der Dörfer, aber gottlob immer mehr werden“.

⁸⁾ Bock, a. a. O. S. 202.

Regal selbstverständlich, auch entspricht es diesem wohl, daß Beutnervereinigungen in Ostpreußen unbekannt sind. Dagegen wurden, wie Landgerichtsakten von 1645 und 1658 melden, besondere „Land- und Bienengerichte“ abgehalten, die sich mit Streitigkeiten über Beutenpacht und dergl. zu befassen hatten¹⁾.

Wie schon das Beispiel „Jedwemen“ andeutete, gab es förmliche Beutnerdörfer. Dombrowski nennt Peitschendorf und Aweiden bei Nicolaiken, wo 30—60 Hufen von Beutnern besetzt waren. Auch das Dorf Maransen bei Hohenstein (Ostpreußen) war zum größten Teile von Beutnern bewohnt²⁾. Als ein Denkmal dieser Zeiten hat sich der Name des Ortelsburger Vororts „Beutnerdorf“ bis heute erhalten.

Die Bedeutung der preußischen Honigerzeugung jener Jahrhunderte kam auch im Handel zum Ausdruck. Honig und Met gingen, zugleich mit dem Bernstein, bis Konstantinopel, westlich bis Holland³⁾, und ein venetianischer Gesandtschaftsbericht rühmt im 16. Jahrhundert ganz besonders die preußisch-ermländische Bienenwirtschaft. Ende des 18. Jahrhunderts führte Ostpreußen jährlich 14.000 Stein Wachs aus⁴⁾. Damals überwog dort die stehende Klotzbeute bei weitem; daneben gab es Körbe („besonders an den Orten, wo das starke Holz zu Klotzbeuten seltener ist“) und, gegen die Ständer sehr zurücktretend, auch Lagerbeuten und Bienenkästen⁵⁾. Nicht uninteressant ist Bocks Mitteilung, daß der allerbeste Honig in Preußen damals aus Wilda und Kauen⁶⁾ im Großherzogtum Lithauen eingeführt wurde. „Er hat, außer seiner sehr weißen Farbe, auch den Geruch der Lindenblüte“.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gab es Waldbienenzucht fast nur noch im Süden der Provinz (Masuren) und an der westpreußischen Grenze. Im übrigen Ostpreußen hatte der Aufschwung der Forstwirtschaft nicht nur zu dem besonders in den Königlichen Forsten streng befolgten Verbote geführt, neue Beuten anzulegen, sondern auch die alten Bienenbäume durchweg vernichtet⁷⁾. M. Kurella gibt 1771 über jene Grenzdistrikte an, daß dort die Bienenzucht fast durchweg in stehenden Blockbeuten betrieben werde, „weil dasselben die meisten Waldbienen vorhanden, welche in stehenden Bäumen befindlich, und die Leute also glauben, daß sie in stehenden Stöcken am besten gerathen, oder weil sie von ihren Nachbarn, den angrenzenden Pohlen, diese Weise angenommen“⁸⁾. Die hier bezeugte Bienenwirtschaft klingt im Laufe des 19. Jahrhunderts rasch ab. So verfügte zu Anfang desselben das Gut Schlagamühle bei Drygallen, östlich vom Spirdingsee, noch über 60 bewohnte Beutbäume im Walde, und die beiden letzten beseitigte der Eigentümer Ende der 80er Jahre, weil der Honigertrag zu gering und das Zeideln zu gefährlich erschien⁹⁾. Heute ist im ganzen Masuren, d. i. im Regierungsbezirk Allenstein, kein Bienenbaum mehr bekannt.

¹⁾ Eine Schilderung ostpreußischen Beutnerlebens gibt E. v. Wichern in seinem Roman „Der Große Kurfürst in Preußen“.

²⁾ Briefliche Mitteilung des Oberlehrers Toeppen-Marienburg an Conwentz 1893.

³⁾ Mallies, a. a. O. S. 279.

⁴⁾ F. G. Leonhardi, Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie, I, S. 103, Halle 1791. — Stein = $\frac{1}{5}$ Ctr.

⁵⁾ Bock, a. a. O. S. 205.

⁶⁾ Deutsche Bezeichnungen für Wilna und Kowno.

⁷⁾ Bock, a. a. O. S. 203; A. Zweck, Masuren, eine Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1900.

⁸⁾ M. Kurella, Kurzer Entwurf der alten und neuen Bienenzucht in Preußen, Königsberg 1771, „Das siebente Kapitel, von denen stehenden Klotzbeuten“.

⁹⁾ Briefliche Mitteilung des Eigentümers an Conwentz (im Nachlaß).

Dagegen hat sich eine verhältnismäßig ansehnliche Gruppe im westlichen Teile des Königsberger Bezirkes erhalten, und wie im benachbarten Westpreußen sind es Privatforsten, in denen die letzten Zeugen der Waldbienenzucht bis in unsere Zeit hinein Zufucht fanden. Sie gehören wiederum einem Dohna, dem Fürsten Dohna-Schlobitten, und stehen in 2 Revieren. Forstrevier Prökeltwitz enthielt 1863 noch 44, um 1900 noch 30 unbewohnte Beutkiefern¹⁾; 7 Jahre früher waren noch 3 befliegen gewesen und eine Beute hatte damals 20 kg Honig geliefert. Neue Beuten wurden längst nicht mehr angelegt. Jeder der Bäume trug ein Täfelchen mit fortlaufender Nummer. Die stärkste Beutkiefer mit 3,24 m Umfang stand im Jagen 5 des Schutzbezirks Heide, in dem außerdem noch 11 anzutreffen waren, während die Schutzbezirke Neumühl und Sakrinten je 9 enthielten. Im zweiten Forstrevier, Schlobitten, fanden sich 22 unbewohnte Beutkiefern. 1850 waren 48 vorhanden, davon 15 befliegen und 56 l Honig, 12,5 kg Wachs liefernd. 1890 brachte die letzte befliegene Beute 13 kg Honig, 1 kg Wachs. Die östlich Elbing liegenden Fürstlich Dohna'schen Reviere enthielten also insgesamt 52 Bienenbäume.

Es wäre an und für sich nicht ganz unmöglich, daß außer diesem Bestande noch etliche Einzelbäume in Ostpreußen anzutreffen wären. Im Nachlasse Conwentz finden sich einige Angaben²⁾, die aber in das Forstbotanische Merkbuch nicht aufgenommen sind. Vermutlich haben sie sich nicht bestätigt; auch Jentzsch weiß nichts davon.

Klotzbeuten kommen in einzelnen Gegenden noch zerstreut vor, spielen aber nirgends mehr eine nennenswerte Rolle und werden in absehbarer Zeit verschwunden sein. In den 90er Jahren waren sie teilweise in der Gegend von Gilgenburg noch häufiger³⁾. Die Klötze waren 1 1/2 m hoch, die Wandungen etwa 4 cm stark. Zum Verschluss wurde entweder ein dickes Brett eingeklemmt oder eine durch Holzriegel verschließbare Tür angebracht. Auf dem Stamm (*ull*) eine Art von Dach. Geräuchert wurde mit Torf und angefaultem Holz — wiederum eine Variante zu den sonstigen Methoden.

VII. Pommern.

Über pommersche Waldbienenwirtschaft hat zuerst 1792 H. C. Oelrichs⁴⁾, in neuerer Zeit A. Kasten⁵⁾ berichtet; das Wesentliche ihrer Mitteilungen hat dann M. Wagner⁶⁾ übersichtlich zusammengestellt. Ich beschränke mich darauf, nach den genannten Quellen einiges wenige hervorzuheben.

Pommern, waldreich und beim Eintritt in die Geschichte von wendischen Stämmen bewohnt, erzeugte von Alters her sehr beträchtliche Mengen Honig. Herbold, der Gefährte

¹⁾ Forstbotanisches Merkbuch von Westpreußen, S. 71; s. auch A. Jentzsch, Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden Bäume, Sträucher und erratischen Blöcke in der Provinz Ostpreußen, S. 83, Königsberg 1900.

²⁾ Im Kreise Osterode: je eine Beutkiefer in Döhringen und Groß-Schmückwalde, ferner einige Bäume in Osterwein und Wittigwalde. Im Kreise Allenstein: Schillamühle bei Hermsdorf, Salbken bei Nikolsburg, Kaltfließ bei Allenstein. In derselben Gegend sodann Rentienen bei Dietrichswalde und im Nickelsdorfer Walde. Noch 1891 soll ein Besitzer Brzeszewski in Schobensee einen Bienenbaum mit 7 Fluglöchern (!) bewirtschaftet haben.

³⁾ E. Lemke in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 11. 3. 1893.

⁴⁾ Das grausame Büthener Recht im Lande Lauenburg und Bütow, Berlin 1792.

⁵⁾ Geschichte der Bienenzucht in Pommern, Hannover 1878.

⁶⁾ a. a. O. S. 64—69.

des „Apostels der Pommern“, Bischofs Otto I. von Bamberg, auf dessen Bekehrungsreisen 1124 und 1128, dem wir die ersten geschichtlichen Nachrichten über dieses Land verdanken, berichtet mit einer gewissen Begeisterung von dem Reichtum an Honig, von Honigtrank und Met. In der Folgezeit bezeugt eine Reihe von Urkunden Verleihungen des Honig- und Wachszinses. Die Honiggewinnung erfolgte damals sicher wie in den benachbarten Ländern ausschließlich in Baumbeuten, bezw. nach Abgang des Baumes in der Klotzbeute im Walde. Von Gartenbienenzucht in Körben erfahren wir zuerst um 1530 durch Matthäus von Normanns „Wendisch-Rügianischen Landgebrauch“; sie wird mit west- und süddeutschen Siedlern in das Land gekommen sein. Etwa gleichzeitig, 1520, bestätigt Herzog Barnim den „Bütenern“ von Neu-Stettin in Hinterpommern ihr altes Beutnerrecht. Hieraus folgt, daß der genossenschaftliche Zusammenschluß der Waldzeidler damals, wie im Reiche, auch in Pommern längst bestand. Beim Eintritt in die Innung wurde ein Eid geleistet. Über den Gemeinbüttern standen Aldermänner¹⁾. 1608 schreibt die Holzordnung der Herzoglich Wolgaster Regierung (Vorpommern) vor: „Die Zeitler, so uff unsern Heiden zeitlen, sollen kein Feur außerhalb der zugedeckten Topfe auff und von den Heiden führen, damit ihres Feurs halber uns kein Schade widerfahre. Würde aber einer hierüber befunden und betroffen, das er Feur außerhalb des Topfes unterm Baum liegen ließe, ob's gleich keinen Schaden thete, der soll dem Heidtknechte einen Gulden zum Pfandrechte verfallen sein“. Die Hauptquelle für die Kenntnis der pommerschen Beutnererei ist sodann die Beutnerordnung für die Lande Lauenburg und Bütow, deren Erlaßjahr nicht bekannt ist, jedenfalls aber der Zeit des Großen Kurfürsten angehört²⁾. Sie entspricht in der Zahl der Artikel (34) ebenso wie inhaltlich dem an früherer Stelle (S. 375) erwähnten Beutnerrechte von Gemel, Kreis Schlochau, das, im Jahre 1689 aufgestellt, im sechsten Artikel seine Herkunft behauptet „aus alter von Kreutz herren her rührender gewohnheit (welche Anno Ein tausend Sechs hundert und Viertzen durch den da Mahls gewehsnen gnädigen Herren auff gesetzet und in der Revision beschriben)“. Die Lauenburg-Bütower Ordnung gibt in ihrem ersten Artikel hinwiederum an, „das Büthner-Recht soll in allen den Artikuln Culmischen Rechts³⁾ gleichförmig sein“. Für die Ordnungen von Lauenburg-Bütow und von Gemel ist daher gleicher Ursprung anzunehmen. Übrigens liegt der Ort Gemel von Neustettin nur 41, von Bütow 45 km entfernt. Der S. 376 angeführte, „grausame“ Artikel 17 der Gemeler Ordnung findet sich im Lauenburg-Bütower Recht unter gleicher Nummer in folgender Form: „Wer aber entweder seine eigene oder fremde Bienen aus den Büthen ganz ausnimmet, der soll ohne einige Gnade dem Henker überantwortet werden, welcher ihm alles sein Gedärme und Eingeweide umb die bestohlene Fichte herumwinden, und ihm hernach an eben selbiger erhenken soll“. Bemerkenswert ist in beiden Ordnungen die Erwähnung des Steigstricks, in Bütow-Lauenburg „Bütenseil“ genannt, mit dem sich in der Zeit zwischen St. Jakobi und Mariae Himmelfahrt, d. h. vom 25. 7. bis 15. 8., kein Beutner im Walde sehen lassen durfte. Kastens Ansicht, daß das Seil mit Knoten oder Querstäben nach Art einer Strickleiter versehen war, möchte ich mich freilich nicht anschließen, glaube vielmehr an eine ähnliche Verwendung wie in Livland (vergl.

¹⁾ Die Strafbestimmungen bringen Oelrichs, S. 26, Wagner, S. 65, 66.

²⁾ Lauenburg und Bütow seit 1657 brandenburgisch; Kasten, a. a. O. S. 15.

³⁾ Bezieht sich auf die Kulmische Handfeste Hermanns von Salza 1233, eine für die späteren Städtegründungen des Ordens vorbildliche Städteordnung.

auch Taf. 1 Abb. 2). Als Honigzins war von jeder Zeidelheide ein Pockow oder Culmisches, in Gemel Köllnisches¹⁾ Viertel guter Honig zu entrichten. Der Aldermann hieß Starost; zur Seite standen ihm vier Schöppen (vergl. Lausitz).

Der ostpommersche Zeidelbezirk stand nicht für sich, sondern in enger Verbindung mit dem der Tucheler Heide; auch politisch waren diese Gebiete, unter dem Ritterorden und unter polnischer Herrschaft, zeitweise vereinigt.

Klotzbeuten als Überreste ehemaliger Waldbienenzucht sollen nach A. Haas²⁾ noch hin und wieder in Pommern zu finden sein.

VIII. Brandenburg.

Wie schon im geschichtlichen Teil bemerkt, muß die märkisch-lausitzische Waldbienenzucht in früheren Jahrhunderten eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Hier seien einige weitere Angaben darüber gemacht.

Die älteste mir bekannt gewordene Nachricht stammt von der östlichen Grenze der Mark. In einem zwischen der Neumark und der Krone Polen 1251 geschlossenen, 1364 erneuerten Grenzvertrag, dessen Echtheit allerdings angezweifelt wird, der im Übrigen aber mindestens dem 14. Jahrhundert angehört, wird ausdrücklich das Dorf Morrn mit „Zeidelheyden“ und „Honig-Pechten“ erwähnt³⁾.

Im 15. Jahrhundert werden Zeidler genannt in den Orten Berkenbrück, Breesen, Brisekow, Kienbaum, Korriten, Kriescht, Müllrose, Pinnow, Ricksdorf, Schmagorey, Spiegelberg, Stolpe⁴⁾. 1452 vermittelte Kurfürst Friedrich II. einen Vergleich zwischen Bischof und Domkapitel von Lebus einerseits und dem Klosterkonvent Zinna andererseits wegen der Zeidelweide des Dorfes „Kienbom auf der Heide“⁵⁾.

In Landsberg und Soldin gab es Anfang des 17. Jahrhunderts Honig- und Wollmärkte, die nicht länger als 4 Tage dauern durften⁶⁾. Der Neumärkische Landtagsrezeß vom 19. Aug. 1653 bestimmte, daß der Honigzins, der auf der Heide liegt, auch dann zu entrichten sei, wenn keine Bienen da sind. Dagegen wird den Untertanen das Spindeholz gegeben⁷⁾. Vom Ende des Jahrhunderts stammt sodann die öfters citierte⁸⁾ Angabe von Joh. Colerus⁹⁾: „Keyser, König, Fürsten¹⁰⁾ und Herren haben viel große Heyden und

¹⁾ Entstellt aus „Kulmisches“.

²⁾ Blätter für Pommersche Volkskunde, VII, 4, Labes 1899.

³⁾ Die Neumark, Mitt. d. Vereins f. d. Geschichte der Neumark, Jahrg. I, Nr. 3, Landsberg a. W. 1925.

⁴⁾ Wagner, a. a. O. S. 63, nach Wohlbrücks „Geschichte des Bistums Lebus“, 1829.

⁵⁾ Wohlbrück, a. a. O. S. 195.

⁶⁾ Neumärkischer Landtagsabschied vom 11. Juni 1611; nach Ch. O. Mylius, Corpus constitutionum marchicarum, VI, 229 (1737 ff.).

⁷⁾ Ebenda, VI, 475.

⁸⁾ So etwa bei J. G. Krünitz, a. a. O. S. 41, 1774: „aus Liebe zu der Geschichte meines Vaterlandes schalte dieselbe hier wörtlich ein, weil sie kurz, und dessen gedrungene einfältige Schreibweise ehrwürdig ist“. Vergl. auch desselben Verfassers „Oeconomische Encyclopädie der Land-, Haus- und Staatswirtschaft“, Berlin 1774, sowie W. G. Moser, Grundsätze der Forstökonomie, 2. Bd., S. 756, Frankfurt u. Leipzig, 1757.

⁹⁾ Oeconomia ruralis et domestica, Frankfurt a. Mayn, I, 1680, 133. Kap., S. 346, u. 138. Kap., S. 350. Vgl. auch J. G. Gleditsch, Betrachtung über die Beschaffenheit des Bienenstandes in der Mark Brandenburg, S. 24, Riga und Mitau, 1769.

¹⁰⁾ Als ein bedeutsames Beweisstück für das Interesse, das manche Landesherren der Waldbienenzucht entgegenbrachten, gleichzeitig auch ein Zeugnis für den im 16. Jahrhundert in Mitteldeutschland

Wälder, darinnen haben sie viel Zeidler, Bienen und ledige Beuten, durch die gantz Heyden, und hat ein jeder Bienmann sein Theil in den Bäumen, mit seinem Waldzeichen abgezeichnet, dieselbige mögen ihnen viel Beuten machen nach ihrer Nothturfft darvon sie der Herrschaft jährlich ihr Anzahl Honig zinsen. Es hat mein gnädigster Herr, der Churfürst zu Brandenburg, auch sein gewisse Einkommen jährlich von den Zeidlern und Heydeleuten, die ihre Bienen in den Wäldern haben. Wie es aber die andern im Wendischen Lande hin und her machen, ist mir unbewußt. Jedoch kann ich erachten, wie man es an einem Orte hält, da mans am andern Orte mit ihnen auch so halten mus.

Hier in der Nähe umb Berlin halten die Zeidler von Fürstenwalde, Storkau, Copenigk, Besskow und da umbher alle Jahre einen Tag zum Kihn Baum jenseit Lutenberge am Sontage nach Burchardt, dahin kommen viele Zeidler, mehr denn in die dreyssig, da geben sie meinem Herrn 4 Tonnen Honig oder wann sie nit Honig geben können, so zahlen sie davor 36 Thaler aus, da richten und urteilen sie unter einander, was ein jeder das Jahr durch verbrochen und verwirkt hat. Hat sich nun einer etwa an eines anderen seinen Beuten vergriffen, oder einen Schwarm aufgefangen, oder was er sonst mag getan haben, so wird er allda gebunden, und hinter den Ofen gesetzt und wird heißingeheitzt, und wer ihm einen Trunk Bier schenkt, der muß eine Tonne Bier zur Straff geben. Es wird ihnen auch allda von wegen meines Herrns verreichet eine Tonne Bier und 2 Schll. Brod, und ein Viertel Erbsen: Darzu legen sie von den ihrigen auch noch andere vier Vaß, und schlemmen etliche Tage nach einander.

Sie haben außerdem schöne Heyden, und schöne Wiesen darzu. Sie kaufen einander die Honigzeidelung, Bienen und Beuten ab, wie andere gemeine Erbgüther, geben Leihkauf, und werden eingewiesen. Darnach die Heyden sind, darnach geben sie darvor. Wer nur eine halbe Heyde hat, der giebt nur die Helffte; wer eine ganze Heyde hat, der giebt es gantz. Um 8, 9, 10 Schock kann man eine ganze Heyde kaufen.

Es hat auch ein jeder alle Jahr Macht zwölf neue Beuten ausszuhausen, doch muß solches mit Bewußt und Bewilligung des Heydereuters geschehen. Es taugen aber nicht alle Bäume darzu; die rindfellig und nicht fein dichte sind, die nehmen sie nicht darzu. Hier hat man die Bienen in Wäldern in eitel fichtnen oder Kiehn-Bäumen. Ich habe auch Bienen in hohlen Nuß-Bäumen wohnen gesehen. Sie nehmen feine gerade Kiehn-Bäume darzu, die im Walde allein stehen, da andere Bäume nicht hart dran seyn, damit die Bienen ihren Flug haben können. Alle Äste hauen sie fein glatt und hart an den Bäumen ab, von unten auf bis fast oben an; und in die Mitte des Baumes machen sie Beuten, und solches um der Diebe und Bären willen“.

Wenige Jahre nach Colerus schrieb Joh. Grüwel, Kaiserl. gekrönter Poet und Burgemeister zu Cremmen, sein schon erwähntes Buch „Brandenburgische Bewehrte Bienen-Kunst“¹⁾, in dem er Verschiedenes über die damalige Waldbienen- und Klotzbeutenzucht be-

fühlbaren Rückgang dieser Wirtschaftsform sei eine brandenburg-bayreuthische Verordnung von 1574 angeführt: „Alss sich auch befunden, dass für alters, und auch noch bei Menschen Gedencken die Zeitelwayd auf den Wälden eine feine Nutzung gewest, und zu guten ordentlich verlassen, und auch gewisse Zeitel-Recht und Gericht darüber gehalten worden, welches itzige Zeit alles verlegen und abgegangen ist, und alwo noch an vielen Orten gute Gelegenheit vorhanden. Demnach sollen die Forstmeister und Förster darauf bedacht seyn, wie sie zu förderlichster Gelegenheit solche Zeitel-Wayd wiederum anrichten möchten“. Schwappach, a. a. O. S. 379.

¹⁾ Cölln a. d. Spree, 1696, vergl. S. 356.

richtet. Nach kurzer Erwähnung der in hohlen Bäumen, Erd- und Felshöhlen anzutreffenden Bienen fährt er fort:

„Die virte Ahrt aber der wilden Binen hat unsere Vorsorge schon mehr vonnöthen. denn ob sie zwar im Walde sitzen; haben sie doch ire Aufseher, die inen die Büten inn den dikken Bäumen bereiten; Binen-Häuser bedürfen sie auch nicht; sondern an derer Staht können die Bäume gerechnet werden. Auch werden Sie von dem Binen-Vater inn die Büten getahn, oder (wie man sagt) geschlagen, oder die Büten werden mit einer Salbe geschmiret, so zihen die Schwarme von sich selbst hinnein“.

Im dritten Kapitel erzählt er, daß es früher viele Beuten in den Märkischen Wäldern gegeben habe, daß man jedoch zur Zeit wenig davon sehe und höre. Die Heide oder der Wald — der Märker bezeichnet noch heute den Kiefernwald gern als „Heide“ — hinter Pausin führe den Namen „Bütenheide“, und vor einigen Jahren habe er Beuten in den Papenbergern bei Spandau gesehen. Er macht dann in der Vorahnung, daß man der Wald-bienenzucht später noch Interesse entgegenbringen könnte¹⁾, einige Angaben über die Herstellung der Beuten.

Hierzu bedurfte es der Erlaubnis des Waldeigentümers, mit dem der Jahreszins und die Anzahl der jährlich neu anzulegenden Beuten zu vereinbaren waren. Dies war darum auch nötig, weil sie angeblich eine Schwächung der Bäume bewirkten und zu früherem Eingehen und Windbruch Anlaß geben konnten. Man wählte Kiefern mit gesundem Holz, ferner um der Diebe und Bären willen gerade gewachsene und glatte (entästete) Stämme; die Höhe der Beuten über dem Boden betrug 15 Fuß; höher hinauf als zur Mitte des Stammes ging man nicht.

Als geeignete Zeit hierfür erachtete man die Monate Februar bis April, September und Oktober. Zum Austrocknen der Beuten ließ man diese dann ein Jahr lang unbesetzt. Als Werkzeug wurden breite Meißel und Schlägel benutzt, da Äxte und Beile in der Höhe nicht zu brauchen waren. Die Arbeit war schwer. „Ist derowegen nicht für einen Hausvater, sondern nur für solche Leute, die gewohnt sind, sich irer Arme und Beine also zu gebrauchen, daß ine der Schweiß zum Kopf herunter flisset“. Das Zeideln erfolgte, an sich ähnlich wie bei den Klotzbeuten, unter Zuhülfenahme von Leitern und Stricken und war schwierig und gefährlich. Grüwel hat aber die Hantierung nicht aus der Nähe beobachtet²⁾. Das Einbringen eines Schwarms in die Beute erfolgte ebenfalls in ähnlicher Weise wie bei der Klotzbeute. Man rieb vorher die Innenwandung mit einem Gemisch von Honig, Wachs, Melisse³⁾ und dergl. ein. Durch entsprechende Behandlung der Beuten im Mai suchte man auch die natürliche Besetzung zu fördern. Für die Bereitung solcher Salben oder Schminken gab es viele Rezepte⁴⁾.

Auch die Herstellung der Klotzbeuten wird ausführlich geschildert. Die hierfür vorgesehenen Stämme sollten im letzten Mondviertel des Dezembers oder Januars gefällt

¹⁾ „Damit aber derselbe, so Belibung darzu bekommen möchte, nicht ohne Nachricht bleibe, wil ich ihm mitteilen, was mir davon wissend ist“.

²⁾ „Mir ist dise Ere jederzeit zu hoch vorgekommen, darum habe ich nicht wollen damit zu tuhn haben“.

³⁾ *Melitta officinalis* L., Apatellum des Mittelalters, als Bienenkraut (schlesisch) angepflanzt.

⁴⁾ Vergl. außer Grüwel hierzu: C. Höfler, a. a. O. S. 101; dieses, vielleicht auch das ältere Buch von Nic. Jacob hat Grüwel benutzt. Eine Schminke auch bei Schirach, S. 62.

werden, 6 Fuß lang sein und einen Umfang von ebenfalls 6 Fuß besitzen; die Beute selbst sollte $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe haben und ihre Breite von 8 Zoll nach hinten auf 1 Fuß und 4 Zoll zunehmen. Das Flugloch wurde auf der Rückseite angelegt und gab bisweilen Anlaß zu eigenartigen Skulpturen: „Wil jemand die Unkosten nicht achten, sondern durch einen Discher oder Bild-Hauer einen Risen- oder Leuen- oder Drachchenkopf also am Stokk schneiden lassen, daß dessen Maul das Zih-Lochch sey, so werden seine Rümpe dadurch so vilmehr Ansehen gewinnen; aber den Bienen ist solches nicht von Nöten“.

Derart rückseitig skulpturierte Klotzbeuten, wie unsere Abbildungen 33, 34 auf Taf. 9 sie nach den Grüwel'schen Kupferstichen wiedergeben, gewährten wohl einen merkwürdigen Anblick. Die Frage, ob es sich dabei ursprünglich um mehr als Spielereien gehandelt hat, wird sich kaum noch klären lassen. Bei den Drachenköpfen könnte man an alte Wetterfahnen etwa des 16. Jahrhunderts denken¹⁾, bei denen dasselbe Symbol des Teufels oft verwandt wurde (Abwehr des Teufels durch sein Abbild). Die Riesenköpfe könnten mit dem Bilde des slavischen Bienengottes (vergl. S. 406) in Beziehung stehen, doch fehlt es mir an Unterlagen zur Begründung solcher Annahme. Nicht unwahrscheinlich aber ist es, daß die im folgenden Abschnitt erwähnten Bilderstöcke in Schlesien, wo ganze Figuren aus den Stammstücken geschnitzt wurden, eine Parallele, vielleicht auch eine Weiterentwicklung der mit Kopfskulptur geschmückten Klotzbeuten darstellen.

Grüwels Angabe, daß von eigentlicher Waldbienenzucht wenig mehr zu sehen sei, wird dadurch bestätigt, daß in der „Flecken-, Dorf- und Ackerordnung“²⁾ von 1702 nicht mehr davon die Rede ist. Ihre Bestimmung: „so soll ein jeder Baur zum wenigsten 4 Stöcke, ein halber Baur 2 und ein Cossate 1 Stock zu halten und derselben fleißig zu warten schuldig sein also sollen die Jagd-Bedienten sich nicht unterstehen, die Unterthanen, wenn sie die Bienen auf den Heyden oder sonst in die Wälder und an die Oerter bringen, wo sie Nahrung haben, damit abzuweisen oder dessfalls von ihnen einiges Bienengeld abzufordern“, bezieht sich augenscheinlich auf Klotzbeuten, die man in den Wald brachte.

Wenn ferner J. G. Gleditsch, der um die Forstbotanik verdiente Direktor des Berliner Botanischen Gartens, 1769 berichtet³⁾: „Es werden in der Courmark vor anderen die Gegenden zwischen Berlin, Cöpnick, Fürstenwalde, Beßkow und Storkow, samt der Niederlausitz angeführt, wo einige Landleute wegen der wilden Bienenzucht große Stücke Landes, auch ganze und halbe Heiden, von den Churfürstl. Cammern ehemals besonders zu Lehen gehabt“, so geht auch hieraus mit Deutlichkeit hervor, daß die Waldbienenzucht in der Kurmark damals so gut wie verschwunden war.

Reste der Waldbienenwirtschaft, die also in der eigentlichen Mark seit fast 200 Jahren erloschen ist, sind nicht bekannt; selbst Klotzbeuten scheinen nirgends mehr vorhanden zu sein. Etwas anders steht es mit der 1815 zu Brandenburg geschlagenen Niederlausitz, die vordem kursächsisch war, also den Kreisen Guben, Lübben, Luckau, Kalau, Cottbus,

¹⁾ G. Mirow, Etwas von der Wetterfahne, Brandenburgische Museumsblätter, Nr. 16/17, Münchenberg 1924.

²⁾ C. A. v. Kamptz, Sammlung der Provinzial- und statutarischen Gesetze in der Preussischen Monarchie, Berlin 1832 und 1833, bei Schwappach, a. a. O. S. 380.

³⁾ a. a. O. S. 24.

Sorau und Spremberg. Zahlreiche Nachrichten bezeugen hier alte Zeidelreviere und Zeidlergesellschaften, die wie in der benachbarten Oberlausitz z. T. recht lange bestanden und dies nicht zuletzt dem starken wendischen Bevölkerungsteile zu verdanken hatten. In erster Linie steht das Kloster Dobrilugk, das 1325 mit der „Markgrafenheide“ einen hervorragenden Zeideldistrikt erhielt¹⁾. 1430 wird in einer Lübbener Urkunde ein Zeidelgut in Groß-Lubolz erwähnt; 1542 erfahren wir von einer „Honighalder-Gesellschaft“ in derselben Gegend. Eine weitere Gesellschaft saß in den (wendischen) Vorstädten von Lübben, die sich zu größeren Gelagen zu vereinigen pflegte; so 1729 in Biebersdorf, wobei 3 $\frac{1}{2}$ Viertel Bier verzehrt wurden. In der Bienenordnung der Zeidler zu Groß-Lubolz und Schönwalde vom 12. Dez. 1698 wird das Wegfangen eines Bienenschwarmes mit einem Faß Bier bestraft, desgleichen zahlt eine Tonne, wer seine Beuten nicht alle Jahre reinigen läßt. Eine Akte im Ständischen Archiv zu Lübben von 1730 betrifft „die unentgeltliche Überlassung der zu den Bienenbeuten erforderlichen Bäume in der Stadtheide“ an die Bienenleute in Groß-Lubolz und Schönwalde. 1635 werden in Buckowien, einem Marktflecken mit Wachs-, Honig- und Bienenmarkt, Beuthauer, also Verfertiger von Waldbeuten, beurkundet²⁾.

Am längsten scheint sich die niederlausitzer Waldbienenzucht in der Luckauer Stadtforst sowie in dem Heide- und Kieferngebiete des „Brand“, hier besonders um das mehrfach erwähnte Dorf Schönwalde herum, erhalten zu haben³⁾. Bis zur Separation, also zum Beginn des 19. Jahrhunderts, besaßen die Bauern und Kossäten das Recht, je nach Größe der Wirtschaften eine bestimmte Anzahl von Beutbäumen auszuhausen, wovon reichlich Gebrauch gemacht wurde. Die Separation beseitigte alle diese Rechte und gestattete fernerhin nur noch, Bienenkörbe während der Heideblüte in den Brand zu schaffen. War die Blütezeit vorbei, so fand — bis zum Weltkriege — der Bienenmarkt statt, der nunmehr auch verschwunden ist. Die Waldbestände des „Brand“ kamen nach Beendigung der Separation (1849) in den Besitz der Preussischen Hofkammer, die dann die betr. Flächen kahl schlug und neu aufforstete. So wurden, ähnlich wie in der Luckauer Stadtforst, die Bienenbäume ohne Ausnahme beseitigt⁴⁾.

Eine ansprechende Schilderung des früheren Zeidlerlebens gibt E. Mucke⁵⁾. Nach ihm bestanden u. a. in früherer Zeit auch unter den Wenden der Vorstädte von Luckau und Finsterwalde Zeidlergenossenschaften, und von der ehemaligen Verbreitung der Waldbienenzucht gibt noch heute eine Reihe von Familien- und Flurnamen der Gegend Kunde.

Spuren einer Zeidlergesellschaft haben sich schließlich in der Gegend von Neuzelle, Kreis Guben, erhalten⁶⁾. Hier, unweit der Einmündung der Görlitzer Neiße in die Oder, waren in einer Ausdehnung von 4 Meilen an beiden Strömen die von den Neuzeller Cisterziensern einst kultivierten Wiesen als Lehen oder gegen Erbzins vergeben (Zeidler-

¹⁾ Näheres über Dobrilugk bei Wagner, a. a. O. S. 49—51.

²⁾ Das Vorstehende nach Urkundenauszügen von Herrn Lehrer A. Arndt, Berlin-Friedenau.

³⁾ Brand, Schönwalde, Lubolz, heute Haltepunkte der Berlin-Görlitzer Bahn, sämtlich nördlich von Lübben (Spreewald).

⁴⁾ Nach einem Berichte des Amtsvorstehers von Schönwalde an den Landrat des Luckauer Kreises, Herrn v. Manteuffel, dem ich für seine verständnisvollen Ermittlungen dankbar bin.

⁵⁾ Bausteine zur Heimatkunde des Luckauer Kreises, S. 495—498, Luckau 1918.

⁶⁾ H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgraftums Nieder-Lausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts, S. 540, Brandenburg 1856.

wiesen), und die Lehnwiesenbesitzer zu Krebsjauche bildeten eine Genossenschaft, zu der auch mehrere Adlige, Bürger und Bauern des benachbarten Lebuser Landes gehörten und die „Starostei“ genannt wurde. Die Mitglieder hießen Zeidler, kamen jeden Johannistag in Krebsjauche feierlich zusammen, hielten, nachdem der Pfarrer von Lossow eine Eröffnungsrede gehalten, eine Beratung ab und schlossen die Tagung mit einem Schmause. Der Vorsteher oder „Starost“¹⁾ hatte das Recht, Verordnungen an die Mitglieder ohne Rücksicht auf die örtlichen Behörden zu erlassen. Durch den Separationsrezeß 1852 wurden die Lehnverhältnisse aufgehoben; noch heute aber findet am Sonntag nach Johanni dort die „Zeidlerkirmes“ statt²⁾. Andere „Starosteien“ bestanden ehemals stromabwärts zu Aurisch, Fürstenberg und Kuschern; hier waren die Mitglieder mit der Fischerei belehnt.

Das lange Festhalten an der Waldbienenzucht in der Niederlausitz ließ vermuten, daß dort auch heute noch Klotzbeutenbetrieb vorhanden sein müsse. Dies ist tatsächlich noch der Fall, wenn auch nur in verschwindenden Resten. Im Landkreise Guben findet er sich noch bei „rückständigen“ Landwirten, so in Sadersdorf³⁾. Im Kreise Luckau gab es bis zum Kriege u. a. bei Gehren besetzte Klotzbeuten, seitdem sind sie beiseite gestellt worden. Auch in Schönwalde und bei Sonnenwalde haben sich solche erhalten. Sehr bemerkenswerte Klotzbeuten von ganz ungewöhnlichem Ausmaße und für 4—8 Völker eingerichtet, sah ich in einem Garten in Senftenberg, wo sie als Zierat aufgestellt waren. Sie stammten aus einem Einzelhofe im Kreise Spremberg, unmittelbar an der schlesischen Grenze, und Herrn Studienrat W. Nuß-Senftenberg gelang es, dort noch verschiedene solcher großen Bienenhäuser festzustellen. Sie waren aus Linden-, Weiden- und Kiefernstämmen gearbeitet und zwar aus den Baumstümpfen, was die außerordentlichen Ausmaße erklärt, die besonders auf Abb. 35 Taf. 9 deutlich erkennbar sind. Bemerkenswert ist auch die Schindelbedachung. Nur eine der Klotzbeuten war noch in Betrieb.

Nach einer Statistik⁴⁾ vom Jahre 1862 gab es damals in der gesamten Mark neben 30439 Körben, 206 Magazinen und 2009 Dzierzonkästen nur noch 160 Klotzbeuten, die der Bienenzucht dienten; man wird nicht fehlgehen, wenn man die letzteren für die Niederlausitz in Anspruch nimmt. Heute dürfte die Zahl ganz wesentlich geringer sein.

IX. Schlesien.

An die heute brandenburgische Niederlausitz schließt sich die Oberlausitz, deren westliche Teile zum Bundesstaat Sachsen, deren östliche und nördliche zur heutigen preußischen Provinz Niederschlesien gehören. Hier begegnen uns die an früheren Stellen öfters angeführten Orte Görlitz, Muskau und Hoyerswerda, ehemals blühende Mittelpunkte bedeutender Waldbienenzucht. Über Görlitz, das heute mit über 33000 ha den größten Waldbesitz unter den deutschen Städten sein eigen nennt, hat M. Wagner⁵⁾ alle bekannten

¹⁾ Sonst in der Niederlausitz bei den deutschen Zeidlergesellschaften Bienenrichter, bei den wendischen Zupan, verdeutscht Schuppan. Mücke, a. a. O. S. 496. Vergl. Görlitz.

²⁾ Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. XIV, S. 252, Lübben und Guben 1918/19.

³⁾ Mitteilung von Herrn Museumsdirektor Kutter-Guben.

⁴⁾ Rouvel, Bericht über den Stand der Bienenzucht in der Mark, Potsdam 1862.

⁵⁾ a. a. O. S. 51—57.

Nachrichten zusammengestellt¹⁾. Urkunden finden sich hiernach u. a. von 1392, 1400, 1484, 1486, und nähere Angaben über die Zeidlerei gibt die Erneuerung der Zeidelordnung für die Herrschaft Wehrau durch den Grafen Balthasar Erdmann von Promnitz vom 30. 10. 1698²⁾. Hier sei das Folgende hervorgehoben: Bei Abtrieb einer Beutkiefer erhielt der Zeidler die Beute, bei Abtrieb eines Bestandes mußten die 5—6 Nachbarbäume zum Schutze des Beutbaumes übergehalten werden. Der Beutner hatte jährlich 2—3 Beuten neu anzulegen, eingegangene Beutbäume jeweils durch neue zu ersetzen und die Zeidelzeichen alle 10 Jahre zu erneuern. Beim Zeideln waren Strick oder Leiter, niemals Steigeisen zu verwenden. Bienenschwärme, die über die Grenze seines Zeidelbezirkes hinausgefliegen waren, durfte der Zeidler nur zurückholen, wenn der Anflugbaum in Wurfweite des Zeidelbeils, von der Bezirksgrenze aus gerechnet, lag. War jener ein Laubbaum, so gehörte der Schwarm der Herrschaft und konnte nur gegen Entrichtung von 8 Groschen zurückerworben werden. — Die Wehrauer Waldbienenwirtschaft wurde 1719 durch einen Waldbrand vernichtet; sie scheint in den anderen Teilen der Görlitzer Heide nicht wesentlich länger bestanden zu haben.

Anders verhielt sich dies, wie an früherer Stelle hervorgehoben, in den Gebieten um Muskau und Hoyerswerda. Man wird kaum fehlgehen, wenn man das Erlöschen der dortigen Waldbienenzucht für den Anfang des 19. Jahrhunderts, ähnlich wie in der benachbarten Niederlausitz annimmt. Im Übrigen sei auf Schirach-Vogel und das aus ihren Arbeiten früher Mitgeteilte verwiesen.

Für das sonstige Schlesien läßt schon das ungewöhnlich zähe Festhalten der Bevölkerung an der Klotzbeute auf lange und weitverbreitete ehemalige Waldbienenzucht schließen. Eine kurze Schilderung davon gab Nic. Jakob 1568:³⁾

„Kayserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, hat viel grosser Heyden vnd Wälder allhie und anderswo, desgleichen auch andere Herrschafften, darinnen haben die Zeidler Bienen, vnd auch ledige Beuthen, durch die gantze Heyden, Jeder hat seinen Theil abgezeichnet, in den Bäumen, mit seinen Waldzeichen, mögen auch Beuten machen, nach nothdurfft, davon sie der Herrschaft ihre anzahl Honig zinsen. Da hat es das recht, daß keiner dem andern einen Schwarm Bienen von seiner Heyden wegnehmen sol, sondern derselbe Zeidler, welcher dieselbe Heyden inne hat, muß die Bienen ziehen lassen, in welchen Baum es ihnen gefellet. Die Zeit aber, Beuten in die Bäume zu machen, geschicht im Hornung, Mertzen vnd April“. Nachdem der Verfasser sodann begründet, warum dies im Mai, Brachmond, Heumond und August nicht geschehen dürfe, fährt er fort: „Im Brachmonden arbeiten die Zeidler in den Heyden und Wäldern fleissig, machen die Beuten luftig vnd reine Ich aber mache die Beuten reine mit Fleiß, nehme ein Kraut, heist Grentze, oder Wilder Roßmarin⁴⁾, welches bey vns gemein wechset, in niedrigen Orthen der Heyden vnd Wäldern, und Bienkraut, oder Melissa, darzu rein Wachs von

¹⁾ Vergl. auch die 7 bemerkenswerten Urkunden, die G. Köhler „zur Geschichte der Görlitzer Waldbienenzucht im Neuen Lausitzischen Magazin“, 33. Bd., S. 46—52, Görlitz 1857, veröffentlichte.

²⁾ v. Spangenberg in der Allg. Forst- und Jägerzeitung 1830, S. 535 ff., inhaltlich wiedergegeben bei Wagner, a. a. O. S. 55.

³⁾ Übernommen in C. Höfler, Die rechte Bienen-Kunst, S. 99—104, Leipzig 1614.

⁴⁾ Hierbei dürfte es sich kaum um *Andromeda polifolia*, in Schlesien Kleine Grenze oder Wild Rosmarin genannt, handeln, sondern eher um das aromatische *Ledum palustre*, das dort ähnlich Granze heißt. Vergl. Pritzel und Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, Leipzig 1882.

Jungen Bienen, reibe oder bestreiche die Beuten damit, stecke drey oder vier Zweiglein von der Grentze hienein, und mache von dürrem Holtze ein Bret, so eigen für, feste hienein geschlagen¹⁾, wenn Wasser darinnen were, daß es nicht wol könnte heraus fließen, Auch von dürrem Holtze eine flugschiene. Also gehe ich mit anrichten und stopffen der Beuten umb, wie ich denn solches von den alten erlernet, und bleiben dergestalt die Bienen lange lebendig darinnen Etzliche verschmieren ihre Bienstöcke mit Riendern mieste. Ich verstopffe meine mit reinen Tüchlein, und lasse am Beutenbrette eines Messerrückens dicke offen, daß die Bienen lufft haben, und nicht ersticken, auch nicht herauskriechen, desgleichen auch die frembden nicht hienein kommen“.

Eine Verordnung von 1750 beweist, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Waldbienenzucht in Schlesien noch üblich war. Sie zeigt, wie dies auch Schwappach hervorhebt, daß man in Preußen, zu welchem Staate Schlesien seit 1740 ja gehörte, um diese Zeit noch das Zeidelwesen im Walde duldete und pflegte: „die Bienen-Zeidler in Unsern Forsten sollen gehalten seyn, wenn sie neue Beuthen machen wollen, sich Bäume, die ohne Schaden des Forstes können gegeben werden, von unsern Forstbedienten anweisen zu lassen, oder in Ermangelung derselben Bienen-Stöcke anzufertigen und solche in die Gärten zu sezen, wozu ihnen das Holz gleichfalls vom Förster angewiesen werden muß“²⁾.

Immerhin wird die Beutwirtschaft, trotz dieser Verordnung, nur noch spärlich betrieben worden sein, und ihr Verschwinden im Laufe des 18. Jahrhunderts in Schlesien — zu dem die Oberlausitz bekanntlich nicht gehörte — dürfte feststehen. Auch für die unter österreichischer Herrschaft verbliebenen Staaten deutscher Stammeszugehörigkeit gehörte Ende desselben Jahrhunderts die Waldbienenzucht bereits der Geschichte an. F. Valois della Pina erklärte 1797 ausdrücklich: „In den österreichisch-deutschen Staaten fängt die Gartenbienenzucht erst seit dem Jahre 1768 an betrieben zu werden die Waldbienenzucht der vorigen Jahrhunderte ist nicht mehr, aber die Inhaber der Grundbücher beziehen noch wie gewöhnlich das daher rührende Dienstwachs von ihren sogenannten Grundholden“³⁾.

In Böhmen ging die Waldbienenzucht, die dort lange geblüht hatte, seit dem 16. Jahrhundert zurück. (In der Stiftungsurkunde des Wyschehrader Domkapitels von 1070 war bestimmt, daß vom Hausbienenhonig die 3., vom Waldhonig dagegen nur die 10. Urne abzuliefern sei). Klotzbeuten sind wohl hier und da noch vorhanden⁴⁾.

Auf die ungemeine Verbreitung der Klotzbeuten in Schlesien wurde bereits hingewiesen. Nach einer Zählung vom 10. 1. 1873 standen 30969 Bienenwohnungen mit beweglichem 107823 mit unbeweglichem Bau gegenüber. Noch damals hing die Bevölkerung so stark am herkömmlichen und billigen Alten, daß ein sehr großer Prozentsatz der Handwerker und kleineren Grundbesitzer viel lieber 6—8 Mk. für eine gute Klotzbeute als 10—12 Mk. für eine Dzierzon'sche Kastenwohnung zu bezahlen pflegte⁵⁾. 1819 gab B. G. Rupprecht⁶⁾

¹⁾ Beutverschluß.

²⁾ Schwappach, a. a. O. S. 380, nach J. F. Stahl, Allg. Ökonom. Forstmagazin, II, S. 180, 1763—1769.

³⁾ Praktisches Handbuch der einfachsten Nationalbienenzucht für die K. K. österr.-deutschen Staaten, Wien 1797.

⁴⁾ J. G. Beßler, Geschichte der Bienenzucht Böhmens, Prag 1879.

⁵⁾ P. Schönfeld, Die Bienenzucht Schlesiens, Breslau 1876.

⁶⁾ Anleitung zur Behandlung der Bienen mit besonderer Rücksicht für Schlesien, Breslau 1819; hier auch eine Anweisung zur Herstellung der Klotzbeuten.



Fig. 11. Alter Bienenstand, Nr. 1, in Klessengrund.

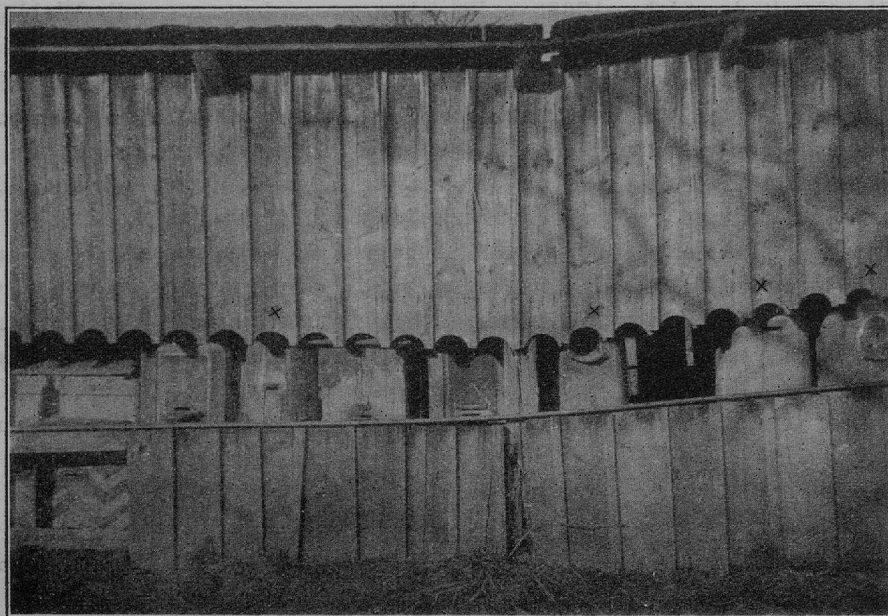


Fig. 12. Alter Bienenstand, Nr. 2, in Klessengrund.

an, daß man bis dahin kaum andere Bienenwohnungen gekannt habe als die Klotzbeuten. Man hielt diese von den Ureltern überkommenen, aus Pappel, Linde oder Kiefer hergestellten Beuten für einzig anwendbar und unverbesserbar und verlachte jede modernere Form der Bienenpflege. 1852¹⁾ wird aus Oberschlesien berichtet, daß andere Bienenwohnungen als Klotzbeuten gar nicht zu finden seien. Neuerdings befinden sich diese jedoch in unaufhaltsamem Rückgange. Neue werden nicht mehr angefertigt; wenn die alten unbrauchbar geworden sind, hört die Imkerei darin auf, und man geht zur Mobilbeute über. Jenseits der Grenze, in Polen, findet die letztere dagegen nur sehr langsam Eingang, und die Bienenzucht wird fast ausschließlich noch in der Klotzbeute betrieben²⁾.

An einigen Stellen kommen in Schlesien noch skulpturierte Klotzbeuten vor. Mehrfach beschrieben und abgebildet³⁾ wurde ein eigentümlicher Bienenstand in Höfel bei Plagwitz, unweit Löwenberg. In ihm stehen 18 aus Lindenholz geschnitzte Stöcke, die menschliche Figuren darstellen (Aron, Moses, Simeon, Paulus, Petrus, Abt, Äbtissin, Nonne, Prälat, Mönch, Zwerg, Gutsherr mit Frau als Doppelfigur, 4 Bauersfrauen, 2 Nachtwächter). Schlupflöcher und -brettchen sind in etwas über Kniehöhe angebracht. Das Gut war früher Klosterbesitz; die älteren Stöcke sollen um 1600, die jüngeren um 1800 gefertigt sein. Ein Beispiel älterer schlesischer Bienenstände geben auch unsere Textabbildungen 11 und 12. Herr Oberförster Borraß-Landeck beschrieb sie mir⁴⁾ wie folgt: „Die Stände finden sich im Dorfe Klessengrund unweit des Schneebergs (Grafschaft Glatz) und enthalten sowohl Kästen als Klotzbeuten, die aus Buchenholz bestehen, etwa 1,25—1,50 m lang, ausgehöhlt und hinten mit einer Tür versehen sind. (In Abb. 11 von links nach rechts sind Klotzbeuten die Stöcke 2 und 3; in Abb. 12 die Stöcke 2, 5, 6, 7). Bei anderen sind die Stammesabschnitte in Teile zerlegt und in anderer Form zusammengefügt. Die Kästen sind schließlich mit Scheiben aus zersetztem Holz gefüttert, dem man Trockenheit und Wärme nachsagt. Gerade hierin sollen die Bienen gern wohnen, wie sie angeblich auch im Walde Baumhöhlungen mit weißfauler Wandung bevorzugen. Am Stock Nr. 1 auf Abb. 11 ist eine bunt bemalte Holzfigur angebracht. Die Stöcke in Kastenform sind meist bunt bemalt, während sich an den Klotzbeuten nur hie und da Farbentupfe befinden“.

Schließlich erfuhr ich⁵⁾ noch aus Niederbielau, Kr. Reichenbach, daß dort Klotzbeuten mit aufgenagelten Tongesichtern, die Mundöffnung als Flugloch dienend, vorkämen. Derartige Tongesichter, allerdings ohne Mundloch, finden sich als Erzeugnisse der ein-

¹⁾ Bienen-Nachrichten aus Preußen, II. Bd. 9, S. 70, 1852.

²⁾ Mitteilung von Herrn Hauptlehrer Wilk in Paulsdorf, Oberschlesien. — Vergl. Abb. 2, S. 263, sowie A. Schultz, Ethnographischer Bilderatlas von Polen, Veröffentlichung der Landeskundlichen Kommission beim Kais. Deutschen Generalgouvernement, Warschau 1917. In dem dort abgebildeten Vorgarten eines Wohnhauses im Dorfe Turosil, Kr. Kolno, Gouv. Lomza, stehen u. a. 8 einzelne Klotzbeuten mit Rindendach. „Alte Bienenstöcke findet man gelegentlich auch noch an Bäumen angebracht“.

³⁾ So von Fr. Teichel, Die sogenannten Apostel-Bienenstöcke von Höfel, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, 1914, Heft 4, S. 409—411. F. Mielert, Ein kulturgeschichtlich interessanter Bienenstand, Deutsche Landwirtschaftl. Presse, 38. Jahrg., Nr. 54, vom 8. 7. 1911.

⁴⁾ Herr Oberstudiendirektor Dr. Hohmann in Eichwalde b. Berlin machte mich darauf aufmerksam, und der Schlesische Kommissar für Naturdenkmalpflege, Herr Geh. Regierungsrat und Oberforstrat Herrmann-Breslau, hatte die Freundlichkeit, mir Bilder und Beschreibung der Stände zu vermitteln.

⁵⁾ Durch Herrn Stud.-Rat Dr. Effenberger-Berlin.

heimischen Ziegelei oder Töpferei öfters auch in der Niederlausitz und werden zur Einfassung von Gartenbeeten verwandt.

Es wäre vielleicht lohnend, den Klotzbeutenskulpturen einmal nachzugehen und zu prüfen, ob es sich dabei um mehr als bloße Spielerei handelt. Möglicherweise sind, wie schon angedeutet, Beziehungen zu den von Grüwel beschriebenen Schnitzereien an märkischen Klotzbeuten vorhanden (mönchisch-christliche Varianten zu den Riesen-, Drachen- und Löwenköpfen). Auch gibt eine Angabe Schwenks in seiner Mythologie der Slaven, daß Liven, Polen und Schlesier einen besonderen Bienengott hatten, dessen Bild sie bei den Bienenstöcken aufzustellen pflegten¹⁾, immerhin Anlaß zu Fragestellungen.

¹⁾ J. Ph. Glock, Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte, Heidelberg 1891.

Nachtrag.

- 1) Zu Seite 396: Nach Beendigung des Druckes fand ich bei R. Schmidt, Aus der Entwicklungsgeschichte von Stadt und Amt Biesenthal, Freienwalde 1924, die Angabe, daß dort, also in den Revieren südlich von Eberswalde, eine ansehnliche Waldbienenzucht betrieben sei. Im 14. Jahrhundert bezog das Amt Honigeinkünfte aus Schöpfung, Heegermühle, Heckelberg, Tempelfelde, Danewitz, Grünthal, so 1375 mehr als eine Tonne Honig. Aus der Zeidelweide der „Lütken Heide“ wurden 1595 noch $4\frac{1}{2}$ Zober Honig vereinnahmt.
- 2) Zu Seite 373: Durch ein Versehen ist Anmerkung 3 unverbessert geblieben; sie lautet richtig und vollständig: 1 Kölnische Mark = 4 Vierdung = 24 Skoter = 60 Schilling = 720 Pfennig oder Denar.

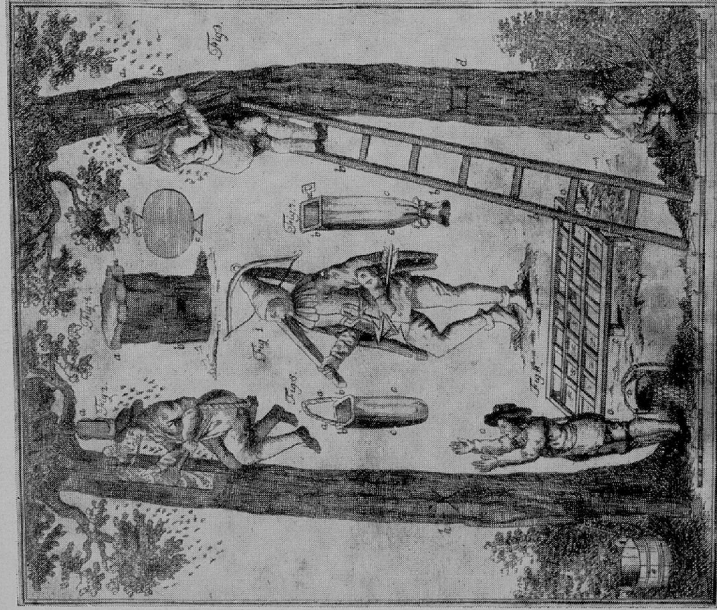


Abb. 1.
Kupfertafel aus A. G.
Schirachs Wald-
bienenzucht v. 1774.
Aufn. Dr. Hueck.



Abb. 2.
Kupfertafel aus dem-
selben Werk, Zeidlererei
in russischen Wäldern
darstellend. Aufn.
Dr. Hueck.

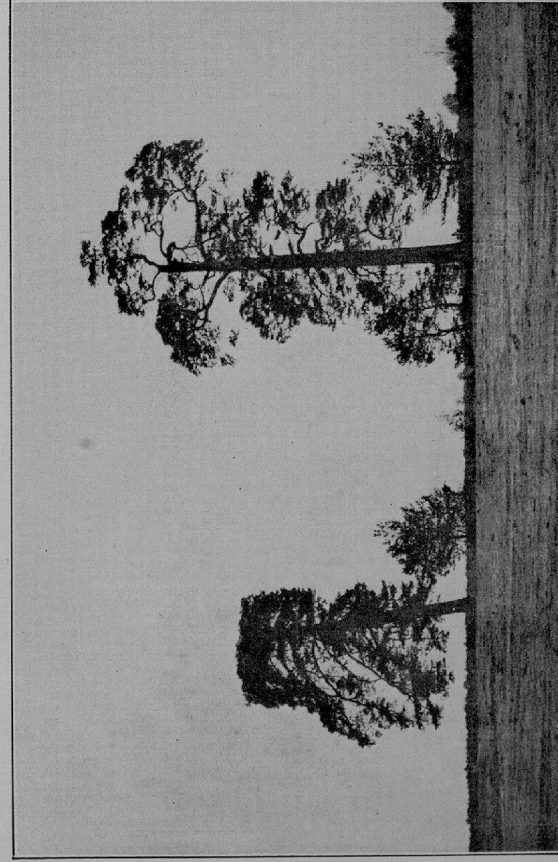


Abb. 3. Bienenbäume bei Berszty. 23. Okt. 1918.
Aufn. Dr. Stechow.

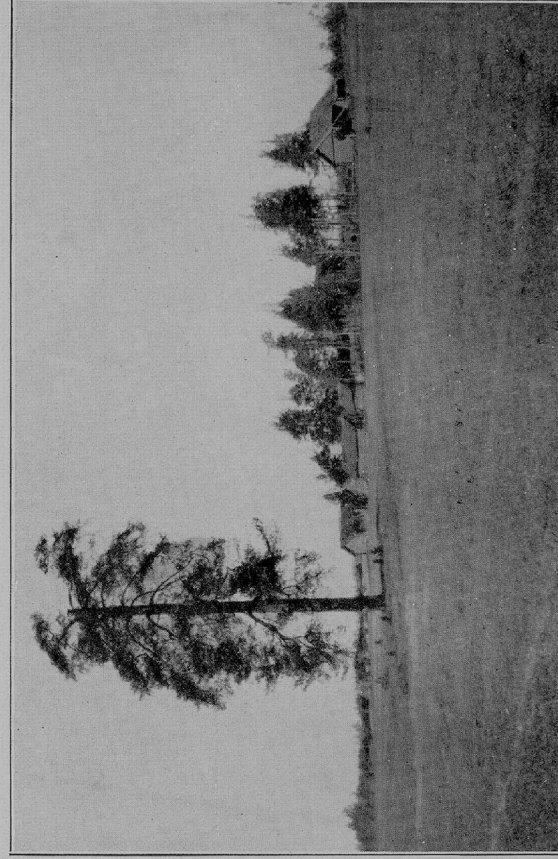


Abb. 4. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo. 21. Okt. 1918.
Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 5. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.
21. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

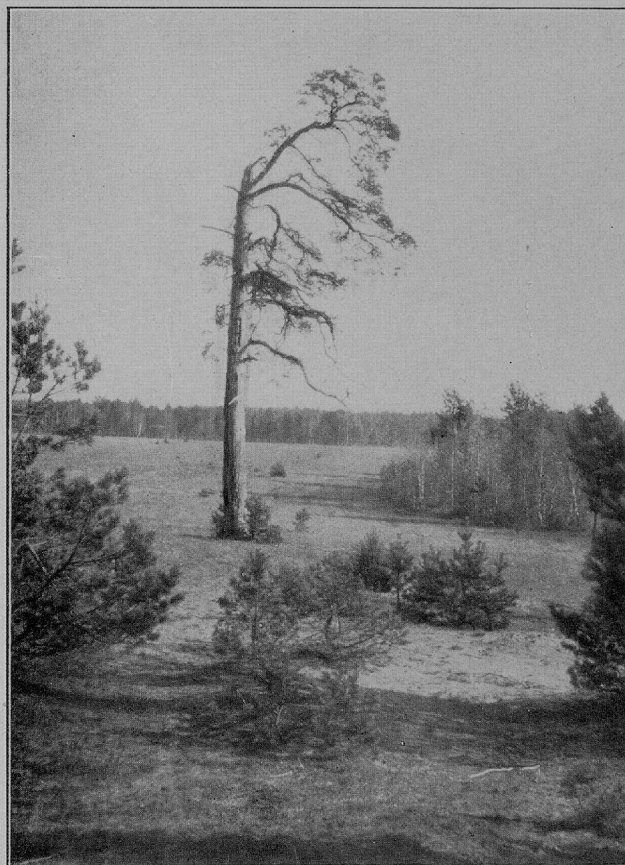


Abb. 6. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.
21. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 7. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.



Abb. 8. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.

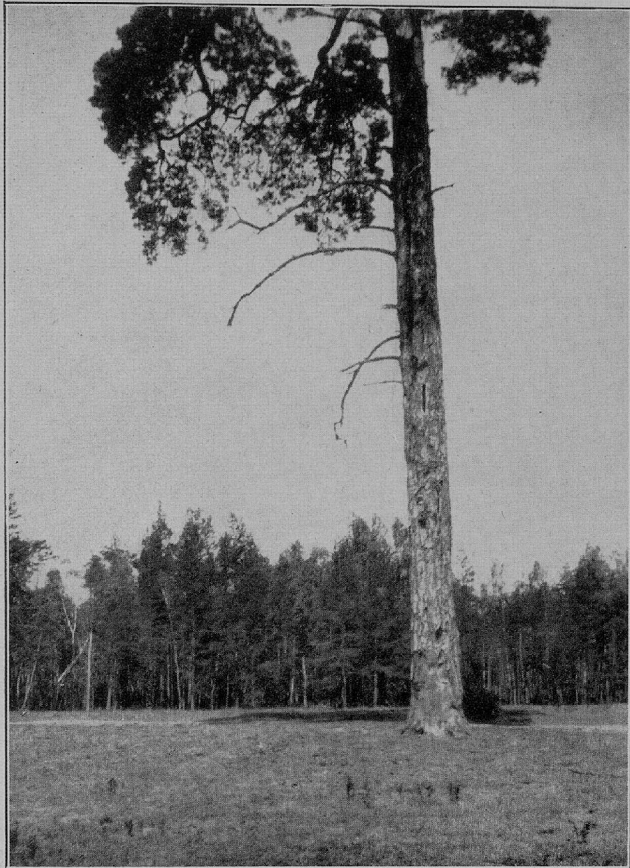


Abb. 9. Bienenbaum bei Zubrowo. 23. Mai 1918.
Aufn. Dr. Stechow.

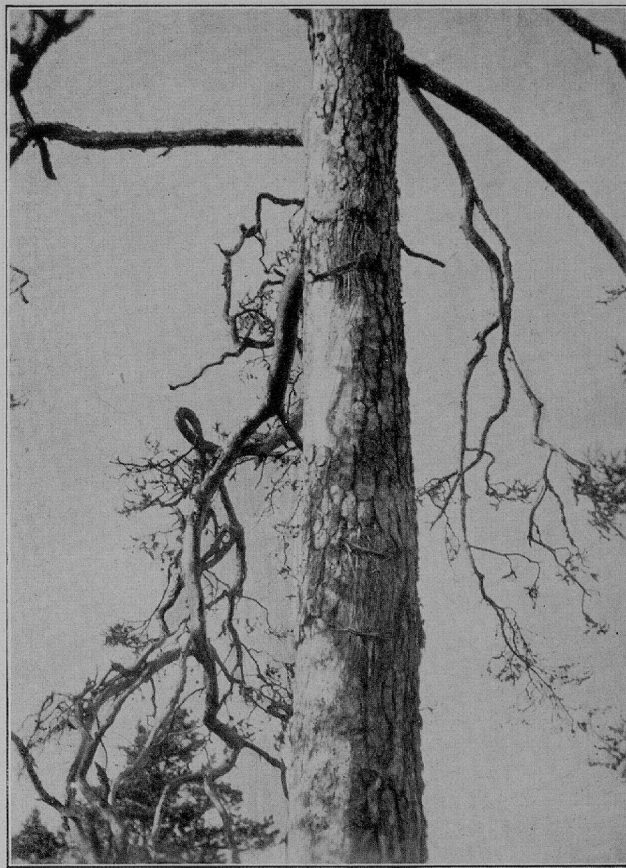


Abb. 10. Dürrer Bienenbaum mit 2 Beuten; Beuten
durch Reiser verdeckt. Zubrowo. 23. Okt. 1918.
Aufn. Dr. Stechow.

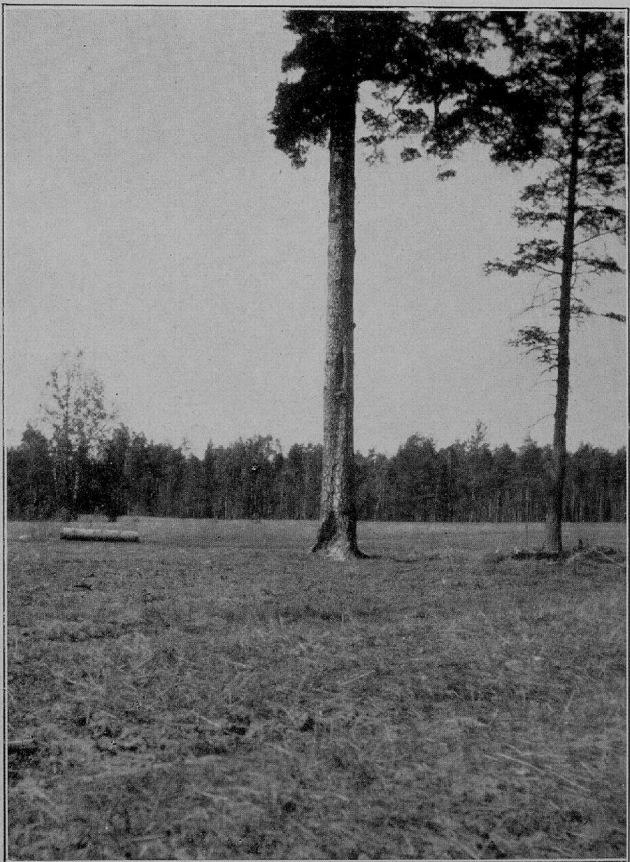


Abb. 11. Bienenbaum bei Zubrowo. 10. Mai 1918.



Abb. 12. Zwei Bienenbäume bei Zubrowo.



Abb. 13. Bienenbäume bei Berszty. 23. Okt. 1918.
Aufn. Dr. Stechow.

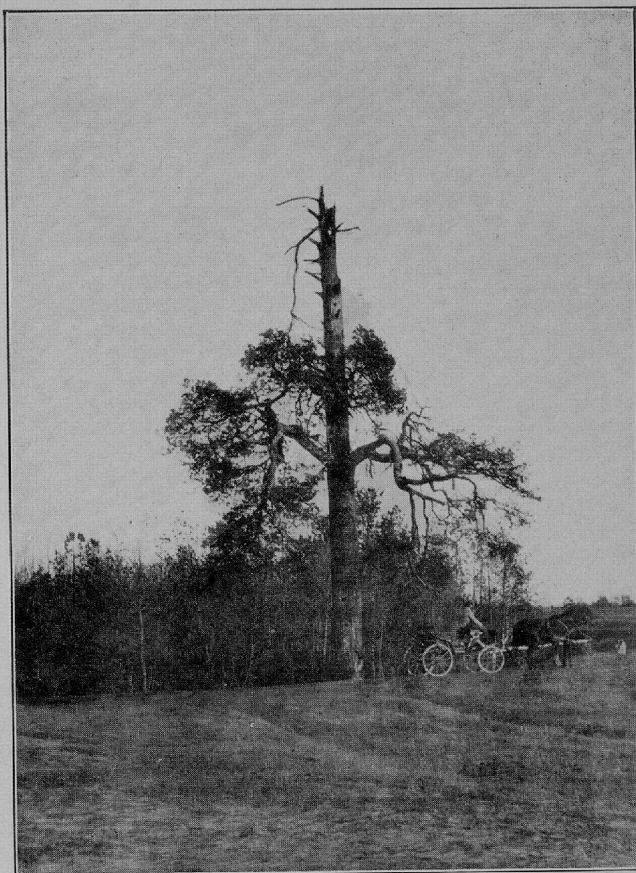


Abb. 14. Bienenbaum bei Berszty.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 15. Bienenbaum. Ogorodysze bei Zubrowo.
22. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

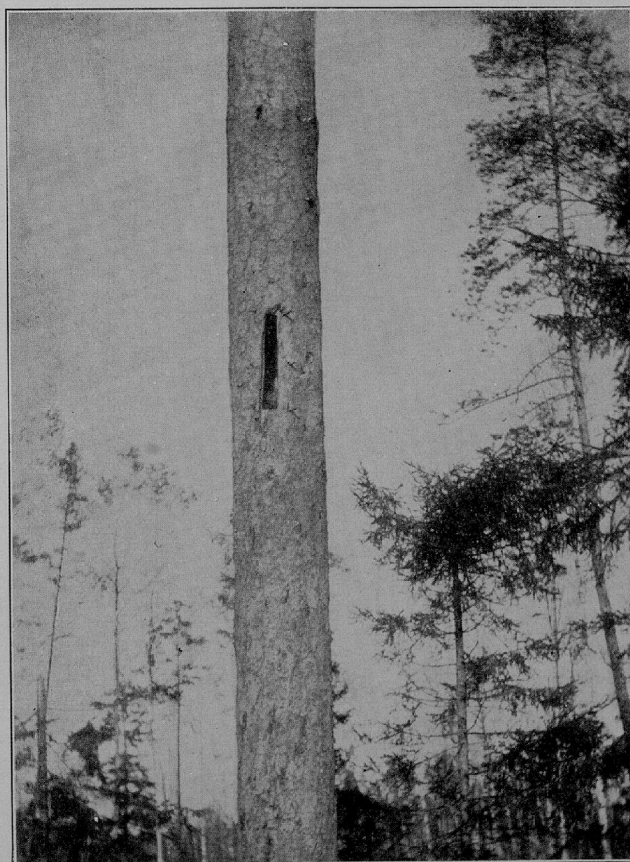


Abb. 16. Bienenbaum. Ogorodysze bei Zubrowo.
22. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 17. Bienenbaum bei Zubrowo.
23. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.

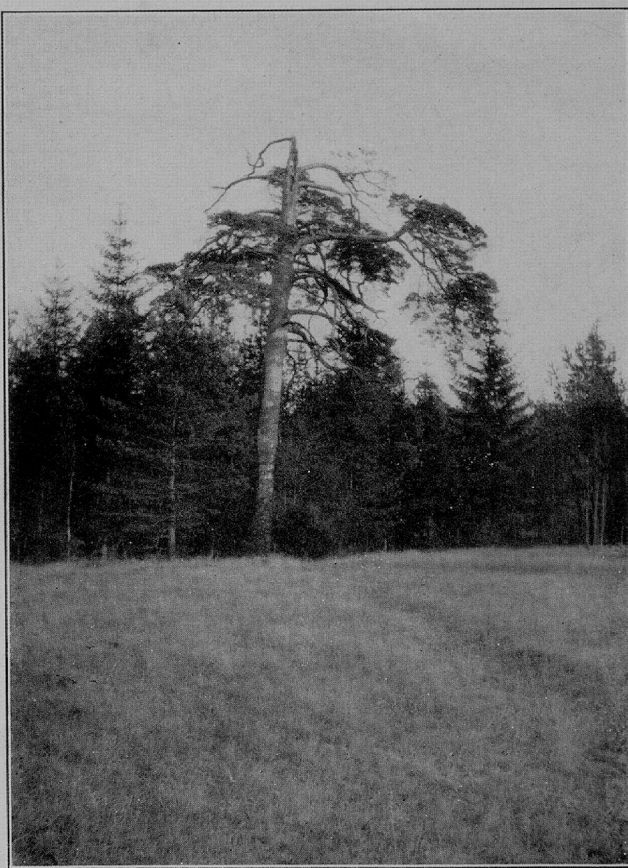


Abb. 18. Bienenbaum. Zasady bei Zubrowo.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 19. Abgestorbener Bienenbaum. Pogorenda
bei Zubrowo. 2. Juli 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 20. Bienenbaum. Ogorodysze bei Zubrowo.
22. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

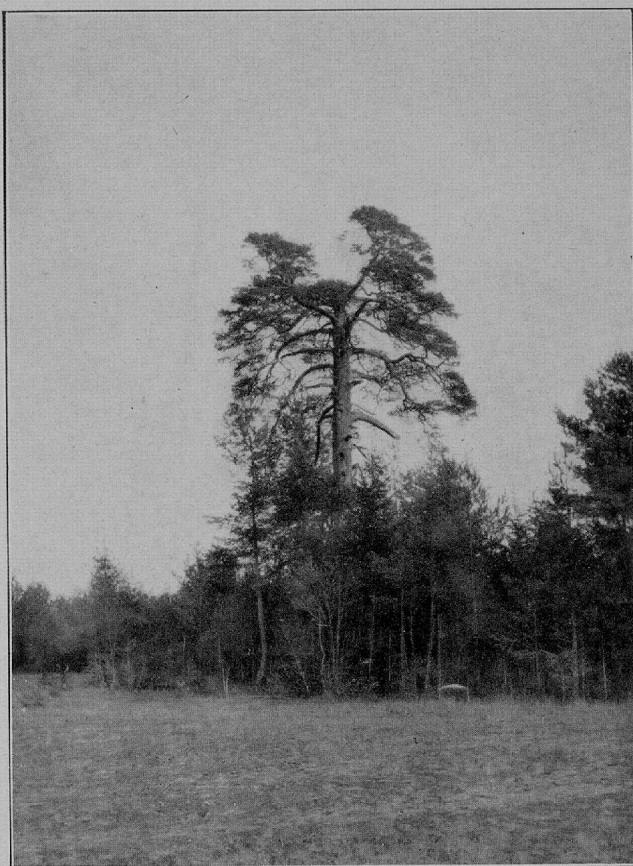


Abb. 21. Bienenbaum. Zasady bei Zubrowo.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 22. Alter Bienenbaum bei Zubrowo.
10. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.

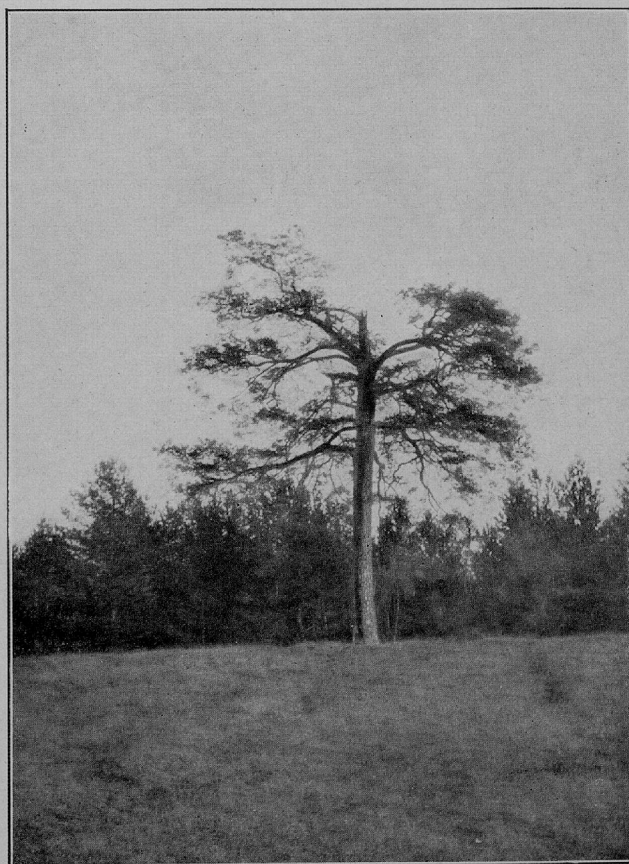


Abb. 23. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.
21. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

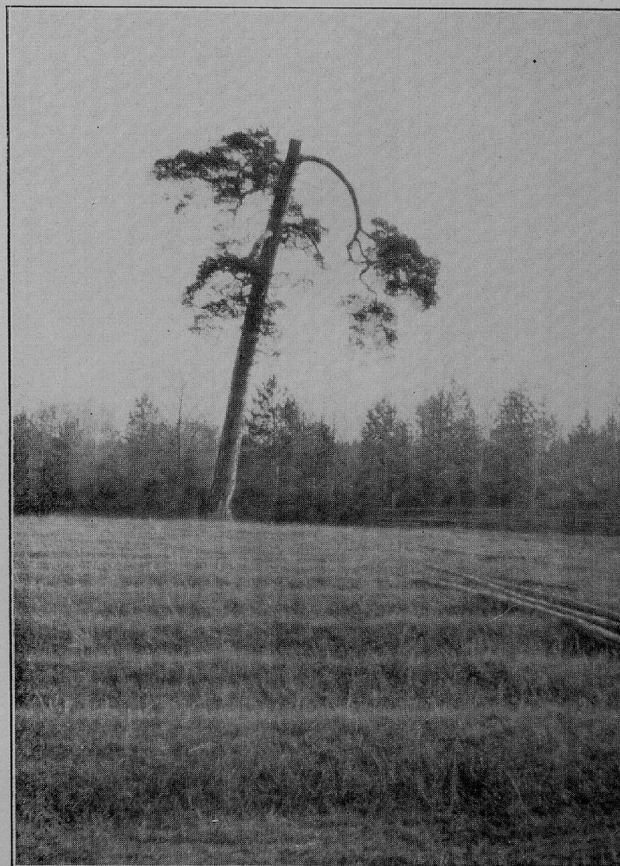


Abb. 24. Bienenbaum. Iwacze bei Zubrowo.
21. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

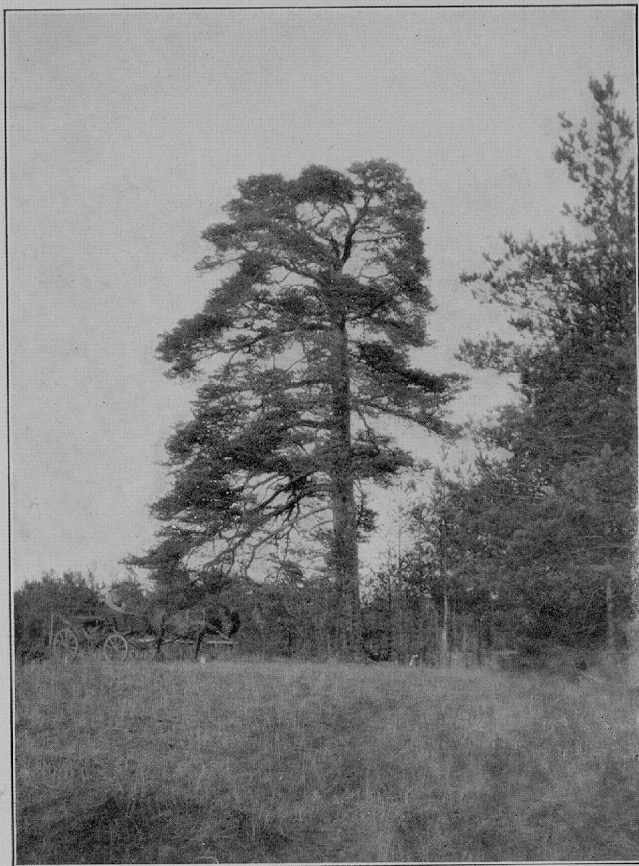


Abb. 25. Bienenbaum. Zasady bei Zubrowo.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.

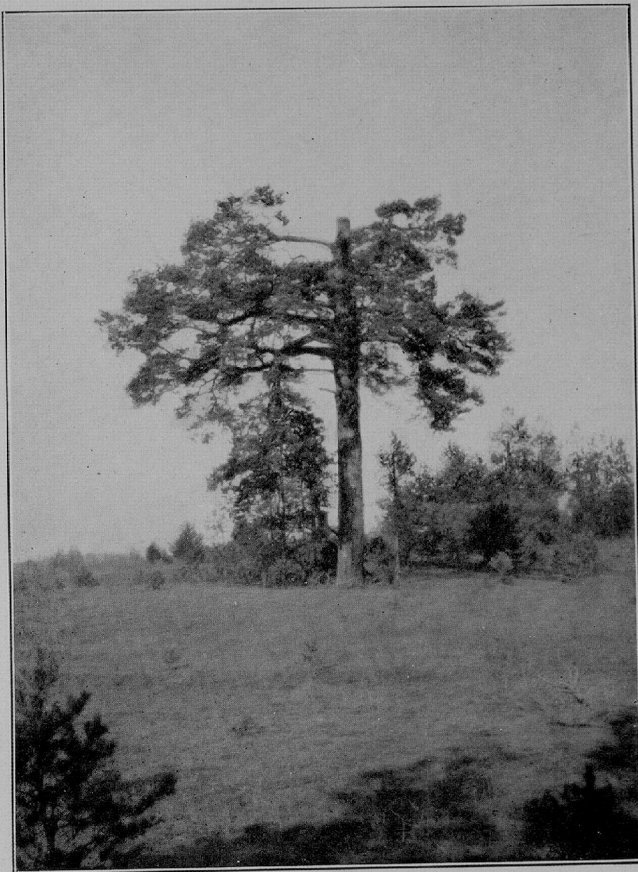


Abb. 26. Bienenbaum. Zasady bei Zubrowo.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 27. Abgestorbener Bienenbaum. Zasady.
23. Okt. 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 28. Lithauer beim Einsetzen eines Wildbienen-
schwarms in eine Klotzbeute. Zubrowo.
16. Juli 1918. Aufn. Dr. Stechow.

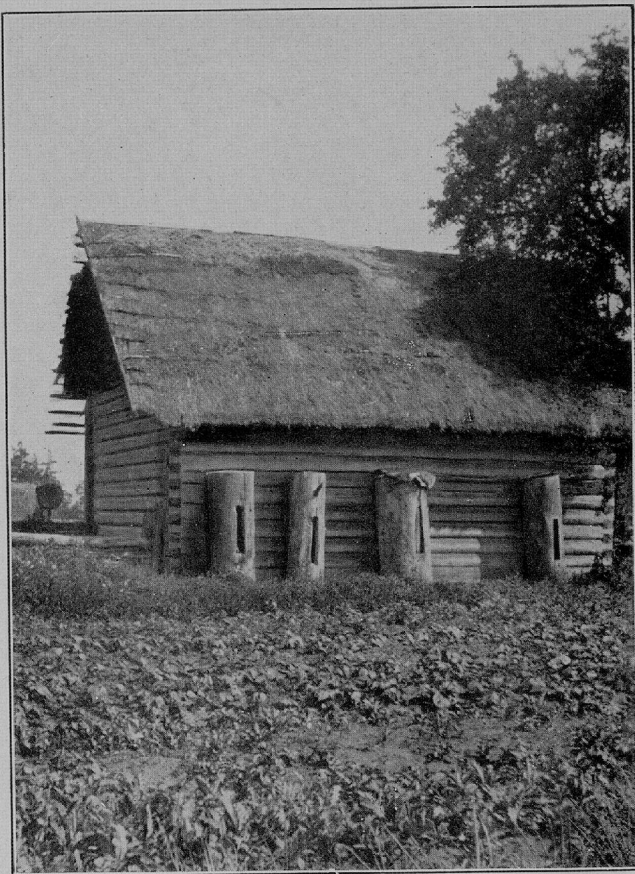


Abb. 29. Klotzbeuten an Schuppenwand gelehnt.
Zubrowo. 14. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.

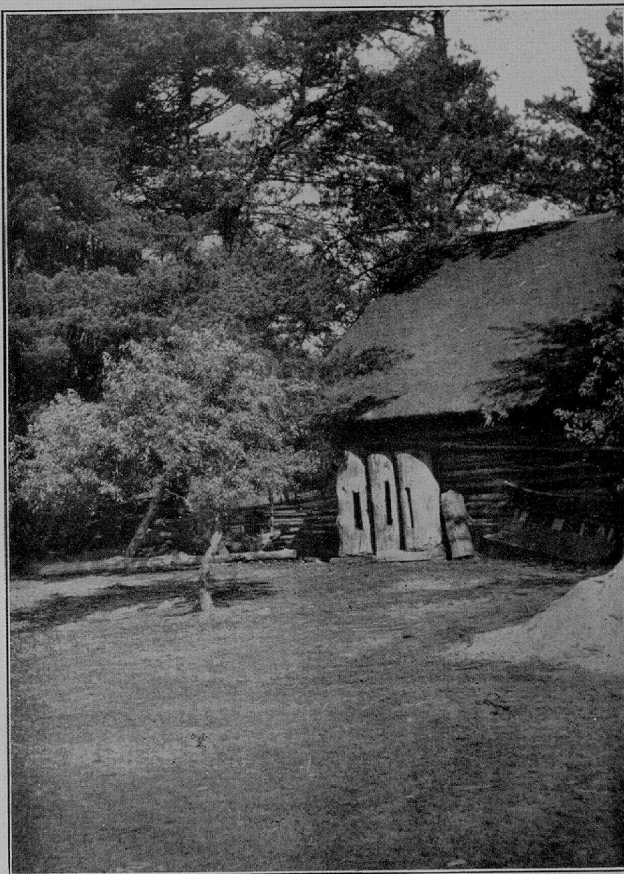


Abb. 30. Klotzbeuten an Schuppenwand gelehnt.
Zubrowo. 14. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.



Abb. 31. Klotzbeuten am Waldrande. Zubrowo.
14. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.

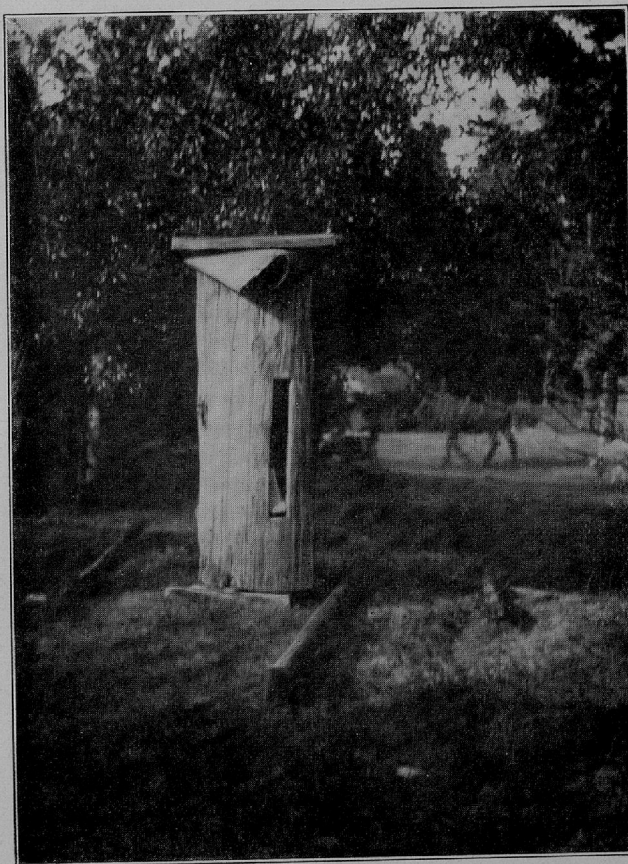


Abb. 32. Klotzbeute im Garten. Zubrowo.
14. Mai 1918. Aufn. Dr. Stechow.

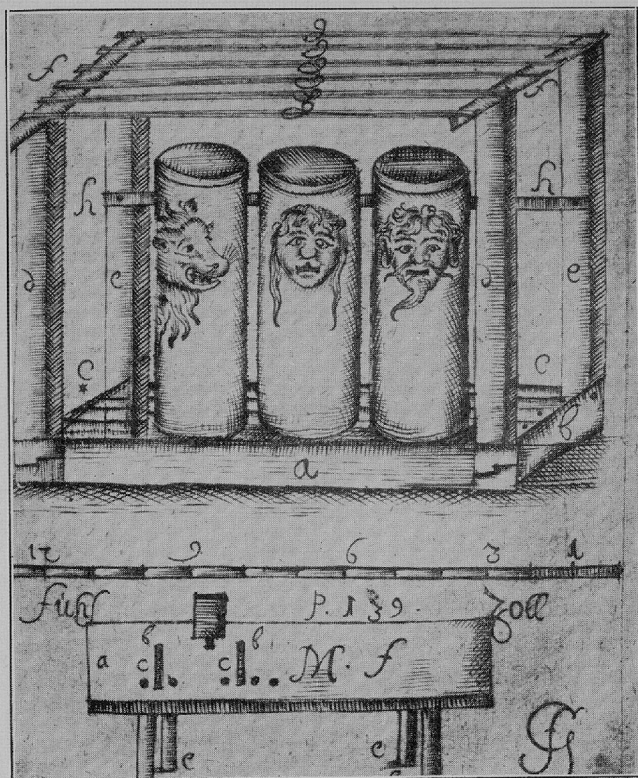


Abb. 33. Märkische Klotzbeuten mit Skulpturen (Löwe und Riesen). 17. Jahrhundert.
Aufn. Dr. Hueck aus Grüwels
„Brandenb. Bewehrte Binen-Kunst“ von 1696.



Abb. 34. Märk. Klotzbeuten des 17. Jahrhunderts.
Links Riesenskulptur um das Flugloch, rechts Gegenseite geöffnet. Aufn. Dr. Hueck aus Grüwels
„Brandenb. Bewehrte Binen-Kunst“ 1696.



Abb. 35. Riesenklotzbeute aus dem Kreise Spremberg i. d. Mark für 8 Völker. Noch in Betrieb.
Einzelhof bei Sabrodt.
Januar 1925. Aufn. Stud.-Rat Nuß-Senftenberg.



Abb. 36. Doppel-Klotzbeuten aus dem Kreise Spremberg i. d. Mark. Nicht mehr in Betrieb.
Einzelhof nordw. Sabrodt.
Januar 1925. Aufn. Stud.-Rat Nuß-Senftenberg.